Halifax

Über die
Einigung der Kirchen.

Die Anglikanische Kirche und die Römische.

Rede, gehalten am 14. Februar 1895 zu Bristol

von

Lord Halifax,
Mitglied des Hauses der Lords.

Übersetzt und mit berichtigenden Erklärungen versehen

von

Dr. Ceslaus Maria Schneider.

Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung.

Regensburg.
Nationale Verlagsanstalt (früher G. J. Manz).
1896.

Druck der Nationalen Verlagsanstalt Regensburg.

Inhaltsverzeichnis.

Die hier dem deutschen Publikum dargebotene Rede hat in England viel Aufsehen gemacht. Auch deutsche Blätter berichteten und schilderten den tiefen Eindruck derselben. Der Inhalt geht ja im wesentlichen unsere Verhältnisse in Deutschland ebenfalls an. Wir leiden ähnlich unter der religiösen Zerrissenheit. Auch bei uns giebt es unter den Andersgläubigen edle Männer, wie Lord Halifax, die sich nach dem Zeitpunkte sehnen, wo die Christen wieder eine Herde sein werden unter einem Hirten. Leo XIII. hat seine machtvolle Stimme erhoben. Ihr Echo tönt, man mag sagen, was man will, unter den im christlichen Glauben gespaltenen Völkern, hier mehr, da minder, wieder. Wir sind überzeugt, im Geiste des obersten Hirten der Christenheit zu handeln, wenn wir die Gedanken des englischen Lords weiteren Kreisen deutscher Zunge zugänglich machen. Wir schicken des Papstes „Apostolisches Schreiben" (epistola apostolica) an die Engländer voraus, schließen daran die Vorrede der französischen Ausgabe, deren Verfasser ein Freund des englischen Lords ist, Abbé Portal, Redakteur der Zeitschrift „Revue Anglo-Romaine", (rue Casette 17), und bringen darauf die Rede des Lord Halifax. Im Interesse der Einigungsbestrebungen selber ist es, wenn Ungenauigkeiten, die der Redner in seine Darstellung vermengt hat, nachgewiesen werden. Derselbe ist in der Anglikanischen Hochkirche großgezogen worden und gehört noch jetzt der Anglikanischen Kirche als eifriges Mitglied an. Kein Wunder, wenn eine gewisse, gleichsam mit der Muttermilch eingesogene Voreingenommenheit ihn hindert, den Thatsachen der Geschichte, wie sie einmal sind, gebührende Rechnung zu tragen. Wir wissen ja in Deutschland davon ein Liedchen zu singen. Selbst Männer der Wissenschaft können sich, auch nachdem Janssen seine „Geschichte des deutschen Volkes seit der Reformation" geschrieben hat und unwiderlegt geblieben ist, von derartigen Vorurteilen nicht frei machen. Wir wollen deshalb im letzten Teile dieser Schrift Anschauungen des Redners, die uns nicht der geschichtlichen Wahrheit zu entsprechen scheinen, berichtigen.

I.

Das „Apostolische Schreiben“ Leo' XIII. an die Engländer.

Leo XIII.

entbietet den Engländern, welche das Reich Christi in der Einheit des Glaubens suchen, Gruß und Frieden im Herrn.

Wie sehr Wir der erlauchten Nation der Engländer zugethan sind, davon soll diese Zuschrift ein Zeugnis sein. Freilich haben Wir auch zu ihr gesprochen, als Wir vor nicht langer Zeit uns in einem Apostolischen Rundschreiben an alle Fürsten und Völker wandten. Aber schon damals lebte in Uns der Wunsch, ein eigenes Schreiben an sie zu richten. Dieser Wunsch ward genährt durch die Liebe zu euerem Volke, dem von altersher in den Annalen der Kirchengeschichte seine ruhmvolle Vergangenheit einen so ehrenvollen und wohlverdienten Platz anweist. Es kam dazu, daß Wir nicht selten aus Gesprächen mit eueren Landsleuten entnahmen, sowohl mit welcher Hochachtung die Engländer über Uns sich äußern, als auch wie lebendig unter ihnen die Bestrebungen sind, Frieden und ewiges Heil durch die Einheit des Glaubens zu finden. Wir rufen Gott zum Zeugen an, daß Wir inbrünstig und in aller Wahrheit etwas dazu beizutragen hoffen, um dieses überaus hohe Gut der Glaubenseinheit in England zu befördern und dem Lande wiederzugeben. Wir danken Gott, der Unsere Tage verlängert und Uns Kraft giebt, daß Wir Unsere Anstrengungen einem solchen Zwecke weihen können. Da Wir aber von nichts so sehr einen glücklichen Ausgang Unserer Mühen erwarten als von der bewundernswerten Kraft der göttlichen Gnade, so haben Wir nach reiflicher Überlegung es für gut gefunden, alle Engländer, die es als Ruhm betrachten, Christen zu heißen, einzuladen, auch sie sollen ihre Zuversicht auf Gott setzen und seinen Beistand in einer so höchst notwendigen Angelegenheit durch eifriges und anhaltendes Gebet erflehen.

Unserer Liebe und Fürsorge euch gegenüber leuchtet als glänzendes Beispiel vor, was die Päpste, Unsere Vorgänger, für euch gethan haben, zumal Gregor der Große. Dessen ausgezeichnete Verdienste um die Religion und Menschheit werden ganz besonders und mit vollem Rechte gerade in euerem Volke gerühmt. Denn nach den Worten seines Lebens-

beschreibers (Johannes diac. II, 33.) ließ ihm, als er noch im Mönchsstande war, die Bekehrung der Angelsachsen keine Ruhe. Sie hielt beständig seinen Geist in Atem. Freilich war es nicht im Ratschlusse Gottes, durch welchen Gregor zu Höherem bestimmt wurde, daß er persönlich die Apostolischen Arbeiten in England auf sich nehmen sollte. Jedoch ist es wahrhaft wunderbar, mit welcher Standhaftigkeit Gregor sein großes Vornehmen, als er Papst war, betrieb und dafür sorgte, daß es verwirklicht wurde. Denn aus jener selben Ordensgemeinschaft, die er in seinem eigenen Hause mit heiliger Lehre zur Tugend angeleitet hatte, nahm er, rasch entschlossen, eine auserwählte Schar und sandte diese durch Heiligkeit und Wissen ausgezeichneten Männer, unter Führung des seligen Augustinus, nach England, damit sie dort den elenden Aberglauben zerstörten und die Weisheit, die Gnade und Milde des Evangeliums verkündigten. Was er, ohne sich auf menschliche Hilfsmittel zu stützen, angefangen, das sah er schließlich vollendet. Seine Hoffnung, die mit den Schwierigkeiten gewachsen war, wurde gekrönt.

Voll Freude über solchen Erfolg, schrieb er, gleichsam triumphierend, dem schon genannten Augustinus: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden den Menschen, die eines guten Willens sind. Ehre Christo dem Herrn, durch dessen Tod wir leben, durch dessen Schwäche wir Kraft erhalten, durch dessen Liebe wir in Britannien nach Brüdern suchten, über die wir in Unkenntnis waren, durch dessen Gabe wir jene gefunden haben, die wir nicht kannten. Wessen Zunge könnte es genügend beschreiben, mit welcher Freude hier die Herzen aller Gläubigen erfüllt wurden, als ihnen davon Kunde gegeben ward, daß durch die Gnade des allmächtigen Gottes und durch deine mühevolle Mitwirkung, Bruder, das Volk der Engländer den Finsternissen des Irrtums den Rücken gekehrt hat und mit dem Lichte des Glaubens durchleuchtet worden ist, daß dasselbe jetzt, wie schon die gesunde Vernunft vorschreibt, die Götzen mit Füßen tritt, denen es früher in thörichter Furcht diente" (Epist. XI, 28; al. IX, 58.).

Auch den König von Kent Ethelbert und die Königin Bertha beglückwünschte der Papst in überaus liebevollen Briefen, weil sie, dem Beispiele der verehrenswerten Kaiserin Helena und des Kaisers Konstantin gefolgt seien. Darauf gab er beiden sowie dem ganzen Volke höchst heilsame Ermahnungen und hörte während seines ganzen übrigen Lebens nicht auf, durch weisheitsvolle Gesetze und Ratschläge das Werk zu fördern und zu erweitern (ep. XI, 66; 29; al. XI, 60 et IX, 59.). So wurde das Christentum, nachdem es bereits in früheren Zeiten von der Kirche in das Gebiet Britanniens verpflanzt, ausgebreitet, gegen häretischen Irrtum geschützt, aber durch den Einfall fremder Völker unterdrückt worden war, nach langem Zwischenraume unter Gregor d. Gr. glücklich wieder aufgerichtet.

Wir wollten daran im Beginne unseres Schreibens erinnern; nicht nur weil diese Thaten an und für sich hervorragend und für die Kirche Christi glorreich sind, sondern zumal weil es dem Volke der Engländer, um dessentwillen sie vollbracht worden, jedenfalls sehr angenehm sein muß, an dieselben zu denken. Nicht minder aber ist es von Wichtig-

keit, darauf die Aufmerksamkeit zu lenken, daß diese selben Beweise der Liebe und des Eifers, die wir in Gregor d. Gr. bewundern, gewissermaßen wie vererbt, auch in den Nachfolgern dieses Papstes glanzvoll erscheinen. Bald wählten diese letzteren würdige Hirten aus, bald sandten sie ausgezeichnete Lehrer der göttlichen und menschlichen Wissenschaft dahin, bald wachten sie durch Mahnungen und Vorschriften über die kirchliche Zucht, mit einem Worte, sie leisteten mit größter Sorgfalt und überreichlich Alles, was der bei euch wiedererstehenden Kirche heilsam und deren innere Festigkeit und Fruchtbarkeit zu vermehren geeignet war. Derartiger Fürsorge entsprach binnen sehr kurzer Zeit der Ausgang. Denn vielleicht nirgendwo prägte sich der neu gewonnene Glaube tiefer den Herzen ein; nirgends war das Gefühl der Hingebung an diesen Lehrstuhl des heiligen Petrus kräftiger und lebendiger. Diese innige Verbindung mit dem Mittelpunkte der christlichen Einheit, nämlich mit dem von Gott an die Spitze der Christenheit gestellten Römischen Bischofe, bestand nicht nur im Beginne der Bekehrung, sondern blieb, vermittelst glaubensvollen Gehorsams, fest durch lange Jahrhunderte hindurch. Dies bestätigen so viele und so hervorragende Thatsachen der Geschichte, daß nichts besser bezeugt werden kann.

Im 16. Jahrhunderte aber, in jenem durch ganz Europa wütenden, für die katholische Kirche so rauhen Sturme, ward auch England schwer heimgesucht. Jedermann kennt den Grund des Angriffes. Zuerst ward dieses Land getrennt von der Gemeinschaft mit dem Apostolischen Stuhle; sodann ward ihm jener hochheilige Glaube genommen, dem es, zum großen Vorteile auch der Freiheit, durch mehrere Jahrhunderte hindurch freudig angehangen hatte. Traurige Spaltung! Unsere Vorgänger auf dem Apostolischen Stuhle beweinten sie aus innigster Liebe und haben auf alle Weise versucht, die tiefe, schwere Wunde zu heilen und die aus ihr fließenden Übel zu vermindern. Es führt zu weit und ist auch nicht erfordert, daß wir der Reihe nach die Thatsachen aufzählen, welche die beständige Fürsorge und den nie verminderten Eifer der Päpste, Unserer Vorgänger, nach dieser Seite hin erweisen. Wir wollen bloß erwähnen, einen wie ausgezeichneten und sehr starken Schutzwall sie aufführten, so oft sie besondere Gebete in der Absicht vorschrieben, damit Gott in seiner Güte den Blick auf die englische Nation richte. Diesem vorzüglichen Liebeswerke, durch das Gebet die göttliche Barmherzigkeit herabzuziehen, widmeten sich in hervorragender Weise einige, durch Heiligkeit hervorragende Männer wie Karl Borromäus und Philippus Neri; in besonders hohem Grade aber im vorigen Jahrhunderte, nicht ohne himmlische Eingebung, wie Uns berichtet wird, der Gründer des Ordens der Passionisten. Er trat, angetrieben vom heiligen Geiste, „zum Throne der Gnade“ und flehte um so inständiger, je weniger die Zeitumstände den Gegenstand seiner Bitte zu begünstigen schienen.

Wir selbst haben, lange bevor Wir zur höchsten Spitze des Priestertums erhoben wurden, das Gebet für die Rückkehr Englands zur katholischen Einheit sehr hochgehalten und warm empfohlen. Die Erinnerung daran ist noch jetzt ein lieblicher Trost für Unsere Seele. Denn als Wir

in Belgien der päpstlichen Nuntiatur vorstanden, verkehrten Wir häufig mit Ignatius Spencer, einem Engländer und Jünger des heiligen Paulus vom Kreuze. Er gab uns in seiner tiefen Frömmigkeit den Rat, an der Ausbreitung eines Gebetsvereins mitzuwirken, dessen Zweck das Heil der Engländer sei. Diesen Rat, der vom Glanze des Glaubens und der brüderlichen Liebe durchleuchtet war, haben Wir mit kaum zu sagender Dankbarkeit entgegengenommen und mit möglichst großem Nachdrucke befolgt; denn es lebte in Unserem Geiste die Überzeugung von dem weitgreifenden Nutzen und Trost, welchen die englische Nation daraus haben würde. Und in der That, wenn sich die Früchte der Gnade, welche dem Gebete der Guten folgen, schon vor jener Zeit bemerklich gemacht hatten, so flossen sie nach der Gründung dieses Gebetsvereins noch weit reichlicher. Denn mehrere hochangesehene Personen, die berühmten Geschlechtern angehörten, gaben in ihrer Frömmigkeit dem Rufe des gnadenreichen Gottes mit hohem Mute Gehör, der selbst vor den größten Opfern nicht zurückschreckte. Außerdem entstand, wie durch ein Wunder, in weiten Kreisen eine gewisse Hinneigung zum katholischen Glauben und den katholischen Einrichtungen. Man trat denselben mit nicht geringer Achtung und Ehrerbietigkeit nahe und viele alte Vorurteile zerstörte das Durchforschen der Wahrheit.

Wenn Wir nun dieses Fortschreiten der Bewegung betrachten, so kräftigt sich in Uns die Überzeugung, daß, hauptsächlich Dank dem einmütigen und inständigen Gebete so vieler, die zu Gott darum flehen, die Zeit heranreife, wo die Ratschlüsse der göttlichen Güte mit Rücksicht auf euere Nation in höherem Grade offenbar werden sollen, damit, wie der Apostel sagt, „das Wort Gottes seinen freien Lauf habe und verherrlicht werde“ (II. Thess. 3, 1.).

Unsere Zuversicht vermehren einige Vorgänge in euerem bürgerlichen und gesellschaftlichen Leben, die wohl nicht unmittelbar und zunächst die Erleuchtung des Geistes durch den wahren Glauben bezwecken, wohl aber dem Schutze der menschlichen Würde sowie den Normen der Gerechtigkeit und der Liebe dienen. Viel wird ja nämlich unter euch gethan für die rechtmäßige Lösung der socialen Frage, mit der auch Wir Uns in einem eigenen Rundschreiben beschäftigt haben. Ebenso habt ihr fürsorgliche Vereinigungen behufs einer der Billigkeit entsprechenden Hebung der Handwerker und des niedrigen Volkes, sowohl was ihre materielle Lage anbelangt als auch mit Rücksicht auf die Ausbildung ihres Geistes durch Unterricht. Im höchsten Grade gut ist es auch, daß ihr mit so viel Ernst und Festigkeit euch anstrenget, damit im Volke der Unterricht in der Religion gepflegt werde; denn für die Erziehung der Kinder und für das Aufrechthalten der Ordnung in Staat und Familie kann ein festeres Fundament nicht gefunden werden. Wir finden es ferner lobenswert, wenn viele sich große Mühe geben und keine Anstrengung sich verdrießen lassen, damit die Unmäßigkeit im Trinken, ein des Menschen so unwürdiges Laster, durch recht angebrachte Vorsichtsmaßregeln gezügelt werde. Ganz ausgezeichnet aber sind jene Verbrüderungen adliger Jünglinge, die zum Zwecke haben, die gebührende Reinheit der Sitten zu behüten und der Frau jene Ehre, auf

welche sie Anspruch hat, zu erhalten. Denn wahrhaft betrübenderweise machen sich mit Rücksicht auf die christliche Enthaltsamkeit verderbenschwangere Meinungen breit, als ob das Gebot der Sittlichkeit nicht so sehr den Mann anginge wie die Frau.

Es tritt dazu, daß kluge Männer die Pest der Systeme des Rationalismus und des Materialismus fürchten, die von Uns selbst öfter bereits verworfen worden sind und durch deren ansteckende Ausbreitung die Autorität der Religion, der vernunftgemäßen Wissenschaft sowie der Gebote, die das praktische Leben regeln, entweder ganz und gar vernichtet oder in hohem Grade geschwächt wird. Darum haben jene Männer vollauf recht, die nicht allein die Rechte Gottes und seines Christus für sich anerkennen, sondern öffentlich, ohne Furcht für dieselben sowie für die höchsten Gesetze und Wahrheiten eintreten. Sie kämpfen für das Reich Gottes auf Erden, für die Quelle, aus der alle Macht und Weisheit und Festigkeit fließt.

Eueren Charakter und euere Tugend macht jedoch auch, und zwar nicht an letzter Stelle, der nach mannigfachen Seiten sich erstreckende Wohlthätigkeitssinn offenbar. Euere Sorge erstreckt sich auf die Hinfälligkeit des Alters, die Verlassenheit der Jugend, das unheilbare Siechtum, auf Mangel und Elend, auf die in Gefahr stehende Ehrbarkeit, die Besserung der Lasterhaften und auf ähnliche Arten menschlicher Gebrechlichkeit. Gerade solche Sorge aber hat von altersher die Kirche mit vielem Eifer empfohlen sowie die entsprechenden Anstalten und Einrichtungen veranlaßt. Auch darf nicht außer acht gelassen werden die strenge Beobachtung der Sonn- und Festtagsruhe in euerem öffentlichen Leben; und ebensowenig die zur Gewohnheit gewordene Ehrfurcht, welche fast alle Herzen den Büchern der Heiligen Schrift entgegenbringen. Wem endlich wäre unbekannt die Macht und der Reichtum der britannischen Nation, welche mit den Wohlthaten der Kultur und der bürgerlichen Freiheit, zugleich mit ihrem Handel, bis in die fernsten Länder dringt!

Betrachtet aber der Geist das Dasein und das Zusammenwirken aller dieser Erscheinungen, die Wir eben erwähnt haben, so erhebt er sich leicht zum höchsten Grunde aller Dinge und zum unerschöpflichen Quell alles Guten: zu Gott dem Vater aller Wohlthaten, die von oben kommen. Denn ohne die Güte und Gnade Gottes, zu der wir uns im Gebete wenden, haben alle jene Dinge weder die Dauer noch den segensreichen Einfluß, der ihnen zukommt. So steht nämlich geschrieben: „Selig das Volk, dessen Herr sein Gott ist“ (Ps. 143, 15.). In der Weise also muß der Christ im Innern sich mit Beharrlichkeit verhalten, daß er in allen Angelegenheiten seine Hoffnung vor allem auf den Beistand Gottes setzt, den er sich sichert durch das Gebet. Dann nämlich geschieht es, daß zur menschlichen Wirksamkeit ein höheres und fruchtbareres Element hinzutritt sowie daß der verdienstvolle Wille, gleichsam durch das Feuer, welches von oben kommt, angeregt, auf einem viel ausgedehnteren Felde sich mit Nutzen geltend macht.

Gott hat ja dadurch, daß Er die Fähigkeit gab, zu Ihm zu beten, die Sterblichen in hohem Grade geehrt und ihnen wohlgethan. Dieses

Schutz- und Heilsmittel steht immer zu unserer Verfügung und ohne dem Körper Anstrengungen zu kosten ist es für denjenigen, der es aufrichtigen Herzen gebraucht, niemals vergeblich. „Große Waffen," so sagt Chrysostomus (hom. 30 in Gen. 5.), „sind die Gebete, eine große Sicherheit enthalten sie, einen großen Schatz, einen weiten Hafen; wie in einer Festung befindet sich der im Gebete Verharrende." Wenn aber der fromm Betende schon erwarten darf, daß Gott ihm in den Angelegenheiten des zeitlichen Lebens beisteht; um wie viel mehr wird er von Gott alles erhoffen können, wenn es sich um die Ewigkeit handelt, um das Erreichen jener Güter, welche den Menschen Christus gebracht hat „durch das Sakrament seiner Barmherzigkeit"! Er selbst, unser Erlöser, „der da uns Weisheit von Gott her geworden ist und Gerechtigkeit und Heiligung und Erlösung" (I. Kor. 1, 30.), hat ja zu dem allem, was Er in seiner höchst fürsorglichen Güte gelehrt, begründet und gewirkt hat, heilsame Gebote hinzugefügt, die sich auf das Beten beziehen.

Wir wissen wohl, daß dieses alles keinem Christen unbekannt ist. Aber die meisten pflegen nicht genügend daran zu denken und ihr Verlangen darauf zu richten. Darum möchten Wir zum Vertrauen auf das Gebet eindringlich anregen und an die Worte unseres Herrn Jesu Christi selbst und an seine väterliche Liebe von neuem erinnern. Er ist es ja, der da spricht: „Und Ich sage euch: Bittet und es wird euch gegeben werden; suchet und ihr werdet finden; klopfet an und es wird euch aufgethan werden. Denn jeder, der bittet, empfängt; und der da sucht, findet; und der da klopft, ihm wird aufgethan." (Luk. 11, 9.) Diese Worte gießen wunderbares Licht über den Ratschluß des vorsorgenden Gottes aus, daß das Gebet sowohl unsere Ohnmacht erkläre als auch dieses alles uns verschaffe, dessen wir bedürftig sind. Damit aber der Majestät des Vaters unsere Wünsche angenehm seien, befiehlt uns der Sohn, dieselben mit seinem eigenen Verdienste und mit seinem Namen zu verbinden und sie so vor Gott hinzustellen: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Was auch immer ihr den Vater in meinem Namen bitten werdet, das wird Er euch geben. Bis jetzt habt ihr nicht gebeten in meinem Namen: Bittet und ihr werdet empfangen, damit euere Freude eine volle sei." (Joh. 16, 23.) Er bekräftigt diese Worte mit einem Gleichnisse, das Er der Liebe und dem Wohlwollen der Eltern entnimmt: „Wenn ihr, so spricht Er, da ihr doch schlecht seid, gute Gaben eueren Kindern mitteilt: um wie viel mehr wird nicht der himmlische Vater den guten Geist geben denen, die Ihn darum bitten." Große und zahlreiche auserwählte Gaben sind ohne Zweifel in diesem „guten Geiste" enthalten; aber vor allem ist in Ihm jene geheimnisvolle Kraft, von welcher Christus sagt: „Niemand kann zu mir kommen, es sei denn daß der Vater, der mich gesandt hat, ihn zieht."

Wer solchen Lehren folgt, wird jedenfalls im Herzen angetrieben zur heilsamen Gewohnheit des Gebetes; um so mehr, wenn er beharrlich ist und vom frommen Eifer glüht, Christi Beispiel zu folgen. Er, der da nichts zu fürchten hatte und keines Dinges bedurfte, „verweilte trotzdem die ganze Nacht im Gebete" (Luk. 6, 12.) und „brachte dem Vater flehentliche Bitten dar . . . unter Thränen und starken Seufzen"

(Hebr. 5, 7.). Indem Er dies that, „wollte Er derart unser Fürbitter sein“, wie der Ehrwürdige Beda, die Zierde euerer Nation, weise sagt, „daß Er Sich erinnerte, Er sei unser Lehrer“. Das größte Beispiel aber für die Innigkeit und die Notwendigkeit des Gebetes gab Christus in jener letzten Rede, welche Er, kurz vor seinem Leiden und Sterben, an seine Apostel richtete. Die Augen zum Himmel erhoben, hielt Er, voll Liebe in seinem Herzen, beim Vater wiederholt an und bat und flehte, daß unter seinen Jüngern und allen denen, die ihnen folgen würden, die tiefste Einheit herrsche und in aller Wahrheit verbleibe. Dies sollte der augenscheinlichste Beweis seiner göttlichen Sendung vor den Augen der Heidenvölker sein.

Diese Einheit im Glauben und Wollen war der Gegenstand, um dessentwillen unser Erlöser und Seligmacher in jenem Gebete seufzte. Diese, sowohl für das bürgerliche wie für das Familienleben. höchst nützliche Einheit fordern zumal durchaus unsere Zeiten, in denen so vieles die Herzen trennt und verwirrt. Was Uns anbetrifft, so meinen Wir, nichts von dem unterlassen zu haben, weder an Wachsamkeit, noch an Ermahnungen, noch an gebührender Fürsorge, wozu Christi Beispiel und die Pflicht des Gewissens auffordert. Nachdem Wir Gott in Demut angefleht, haben Wir die Nationen, die voneinander im Glauben getrennt sind, trotzdem sie bekennen, Christo folgen zu wollen, gebeten und beschworen, sie mögen endlich zur alten Einheit zurückkehren. Wir haben in der letztverflossenen Zeit, nicht etwa bloß ein einziges Mal, in bestimmtester Weise darauf hingewiesen und Unsere sorgfältigste Fürsorge dafür verwandt. Welches Glück und welcher Segen für Uns, da bei Unserem hohen Alter bald die Zeit kommen wird, daß Wir vor dem Hirten aller Hirten von Unserer Verwaltung werden Rechenschaft ablegen müssen, wenn es Uns vergönnt wäre, von dem, was wir unter seiner Eingebung und Leitung begonnen haben und mit Unserem sehnsuchtsvollsten Verlangen begleiten, reiche Früchte Ihm darzubringen!

Zumal aber in diesen Tagen richten Wir unser Wohlwollen und Unsere Hoffnung mit großem Vertrauen auf das Volk der Engländer; denn Wir erblicken bei ihm häufigere und ausdrücklichere Zeichen der göttlichen Gnade, welche heilsam die Herzen bewegt. Es tritt ja offen zu Tage, wie nicht wenige gerechten Anstoß nehmen an der Uneinigkeit, die in ihren eigenen Religionsgemeinschaften herrscht und bis in die wichtigsten Fragen hineinreicht; wie andere sehen, welcher Festigkeit es bedarf, um den neuen und mannigfachen Irrtümern gegenüberzutreten, die der verdorbenen Natur nachgeben; wie die Zahl der frommen und klugen Männer stetig wächst, welche der Verbindung mit der katholischen Kirche eifrig das Wort reden. Wir können es kaum zu angemessenem Ausdrucke bringen, wie sehr dieses und ähnliches den Eifer der Liebe in uns erhöht und mit welcher Innigkeit Wir auf Grund dessen Gott um reichere Gaben seiner Gnade bitten, damit die erwünschte Frucht um so eher reife. Jene Frucht, von welcher der Apostel spricht, daß „wir alle einander entgegenkommen in der Einheit des Glaubens und in der Anerkennung des Sohnes Gottes“ (Eph. 4, 13.),

daß „wir Sorge tragen, die Einheit des Geistes zu bewahren im Bande des Friedens; daß wir seien ein Körper und ein Geist, wie ihr eingeladen seid in einer Hoffnung euerer Berufung; ein Herr, ein Glaube, eine Taufe“ (Eph. 4, 3.).

An euch alle also, welcher Religionsgemeinschaft auch immer ihr angehört, wendet sich Unser durch die Liebe diktiertes Wort, damit ihr alle, die ihr in England seid, zur heiligen Einheit zurückkehrt. Lasset euch bei euerem ewigen Heile und bei der Herrlichkeit des christlichen Namens beschwören, daß ihr euer Gebet und euer Verlangen dem höchsten Vater im Himmel mit Andacht und Demut darbringet. Zu Ihm, dem Geber alles Lichts, der zu jedem guten Werke in aller Milde antreibt, flehet um Beistand, daß ihr die Wahrheit seiner Lehre voll erfasset und die Ratschlüsse seiner Barmherzigkeit im Glauben anbetet. Thuet dies im Namen und auf Grund der Verdienste Jesu Christi, in welchem ihr anerkennen müsset „den Urheber des Glaubens und den Vollender“ (Hebr. 12, 2.), „der da geliebt hat seine Kirche und Sich selbst für sie dahingegeben hat, damit Er sie heilige . . . und Sich selbst herstelle eine glorreiche Kirche“ (Eph. 5, 25.).

Bestehen Schwierigkeiten, so sind sie doch nicht derart, daß sie Unsere Apostolische Liebe aufhalten oder eueren Willen abschrecken müßten. Es mag ja sein, daß durch die Länge der Zeit und die veränderten Verhältnisse die Spaltung vertieft worden ist. Aber soll deshalb für dieselbe es kein Heilmittel geben, wodurch Friede und Versöhnung wieder hergestellt würde? Das möge nicht der Fall sein, Gott verhüte es. Die Verhältnisse dürfen nicht einzig durch menschliches Voraussehen gemessen werden, sondern zu allererst durch die göttliche Macht und Güte. Gerade in schwierigen und bedeutungsvollen Dingen, wenn sie mit reiner Absicht und mutvollem Vertrauen unternommen werden, hilft dem Menschen Gott, dessen kraftreiche Vorsehung um so glänzender hervortritt, je größer die zu überwindenden Schwierigkeiten erscheinen. Zum Troste in unserem gemeinsamen Hoffen ist es nicht mehr fern, daß das 13. Jahrhundert beginnt, seitdem die englische Nation jene Apostolischen Männer, welche, wie Wir bereits erwähnt, von dieser Stadt Rom aus gesandt worden, in glückverheißender Weise aufgenommen und unter Verwerfung des Götzendienstes die Erstlinge des Glaubens Christo dem Herrn geweiht hat. Wenn je ein Ereignis, so verdient dieses mit dankbarer Gesinnung öffentlich gefeiert zu werden. Denn es ist für euch die Ursache sowohl vieler Wohlthaten geworden als auch hat es euerem Namen Ruhm und Ehre gebracht. Möchte aus der Erinnerung daran sich dieses Gute vor allem ergeben, daß gradgesinnte Seelen sich von dem Gedanken und der Wertschätzung des wahren Glaubens durchdringen lassen. Kein anderer ist eueren damaligen Voreltern verkündet worden wie derjenige, welcher jetzt von Rom aus verkündet wird. Denn „Jesus Christus gestern und heute, Er bleibt in Ewigkeit“, wie der Apostel predigt (Hebr. 13, 8.). Derselbe Apostel mahnt euch, daß ihr „eingedenk seiet euerer Väter, die euch das Wort Gottes gebracht haben; wenn ihr den Ausgang ihres Lebens anblicket, so benutzet dies, um ihren Glauben nachzuahmen“ (Hebr. 13, 7.).

Als Mithelfer bei diesem so großen Werke begrüßen Wir an erster Stelle die katholischen Engländer, deren lebendiger Glaube und thatkräftige Frömmigkeit Uns genau bekannt ist. Wir sind davon fest überzeugt, daß, wenn sie den hohen Wert des Gebetes und seine befruchtende Kraft ernst erwägen, sie mit Uns ihre Anstrengungen vereinigen werden, damit sie den Ihrigen zu Hilfe kommen und sowohl für sich wie auch für sie die Güte und Barmherzigkeit Gottes verdienen. Denn daß jemand für sich betet, dies verlangt die Notwendigkeit; daß er es für andere thut, dazu ermahnt die brüderliche Liebe. Offenbar aber findet mehr Gnade bei Gott ein Gebet, zu welchem die Bruderliebe drängt, als ein durch die Notwendigkeit gefordertes. Die Christen der ältesten Zeiten bereits gehen darin mit gutem Beispiele voran. Für die Verwandten, Freunde, Fürsten, für alle ihre Mitbürger flehten sie mit entzündetem Eifer zu Gott, daß Er in ihnen „möge den Geist gehorsam machen dem christlichen Glauben“ (Aug. de dono perseverantiae 23, 13.).

Unsere Sorge wird von anderer Seite her vermehrt. Wir wissen nämlich, daß, zumal in den großen Städten, es so viele giebt, die wohl der Ehre des katholischen Namens sich erfreuen, jedoch in ihrem Wirken und in ihrem öffentlichen Auftreten, ihn nicht bekennen, wie es sich gebührt. Ferner finden sich da sehr viele Menschen, welche nicht einmal die Elemente der christlichen Religion kennen und nicht nur Gott keine Verehrung darbringen, sondern der göttlichen Güte und Gerechtigkeit in der Verblendung der Unwissenheit feindlich gegenüberstehen. Bei solch unglückseligem Verhalten bleibt nichts übrig als Gott zu bitten, Ihn von ganzem Herzen um Gnade anzuflehen: daß Er die der Heilung angemessenen Wege zeige; daß Er den guten Willen und die Kraft jener aufrecht halte, die an der Bekehrung dieser Seelen bereits arbeiten; daß Er „Arbeiter sende in seinen Weinberg“.

Wenn Wir also unseren Kindern die dringende Aufgabe zuweisen, daß sie in der dargelegten Meinung beten, möchten Wir sie zugleich ermahnen, daß sie in ihrem eigenen Innern kein Hindernis für die Erhörung zulassen, sondern die Aufforderung des Apostels beachten (I. Kor. 10, 32.): „Gebet keinen Anstoß den Juden und den Heiden und der Kirche Gottes.“ Denn außer den Tugenden der Seele, auf denen besonders das Gebet sich aufbaut, sollen Handlungen und Beispiele es begleiten, welche der christlichen Religion entsprechen. Beispiele der Aufrichtigkeit und Gerechtigkeit, des Mitleids mit den Bedürftigen und der Buße, der häuslichen Eintracht und der Achtung vor den Gesetzen sind die besten Empfehlungen derer, die da beten. Die Freigebigkeit Gottes kommt den Wünschen derjenigen entgegen, welche die Gebote Christi befolgen, wie der Herr selbst verheißt: „Wenn ihr in Mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, so werdet ihr bitten, worum ihr wollt, und es wird euch gegeben werden.“ (Joh. 15, 7.) Vereiniget denn euere Gebete mit den Unsrigen und erflehet das vom Herrn, was Uns so sehr am Herzen liegt. Möge Gott es euch geben, daß ihr euere Mitbürger in der Eintracht des Glaubens und der Liebe als euere Brüder umarmen könnt.

Zu diesem Zwecke wollen wir auch die Mitwirkung der Heiligen uns sichern. Wie kräftig und erfolgreich dieselbe sei, zumal in dieser Angelegenheit, lehrt uns der scharfsinnige Ausspruch des heiligen Augustin (serm. in Nativ. S. Steph. 6.) „Wenn Stephanus nicht in dieser Weise, nämlich für seine Verfolger, gebetet hätte, würde die Kirche heute keinen Paulus haben.“ Flehen wir also inständig zum heiligen Gregorius, den die Engländer als den Apostel ihres Volkes zu begrüßen pflegen; zum heiligen Augustinus, dem Schüler und Legaten Gregors, und zu den übrigen, wegen deren bewundernswerten Tugenden und staunenswürdigen Thaten, England die Insel der Heiligen genannt wurde; zu den besonderen Schutzpatronen, zu Petrus nämlich, dem Apostelfürsten, und zu Georgius. Vor allem aber flehen wir zu derjenigen, welche der Kirche Christus am Kreuze als Mutter gegeben hat, der da euer Königreich mit schöner Ausdrucksweise als „Mitgift Marias“, von den Voreltern ist geweiht worden. Sie alle, diese Heiligen, mögen uns durch ihre Fürbitte bei Gott beistehen, daß sich die besten Zeiten euerer Geschichte für euch erneuern, daß Gott „euch anfülle mit aller Freudigkeit und mit allem Frieden im Glauben, daß ihr überfließet in der Hoffnung und in der Kraft des heiligen Geistes“.

Sorget dafür, daß man jene Gebete, die bereits von den Katholiken, behufs Rückkehr zur Einheit im Glauben, regelmäßig gepflegt werden, häufiger und andächtiger verrichte. Zuvörderst blühe bei euch das heilige Rosenkranzgebet in frischer Kraft, jene Andacht zu Maria, die Wir selbst so oft schon empfohlen haben. Ihr habet in dieser Gebetsweise gleichsam einen recht schönen Abriß der Lehre des Evangeliums, so daß von ihr aus ständig die heilsamsten Vorteile in die Völker strömen. Wir fügen ferner zu den Wohlthaten der Ablässe, die bereits zu dem gleichen Zwecke von Unseren Vorgängern sind bewilligt worden, kraft Unserer Autorität gern noch einen hinzu. Wer das Gebet spricht, welches diesem Rundschreiben folgt, erhält unter den gewöhnlichen Bedingungen, auch wenn er nicht Engländer ist, jedesmal einen Ablaß von dreihundert Tagen; und wer es täglich in einem Monate verrichtet, einen vollkommenen.

Dieses alles kröne und fülle jenes Flehen Christi um die Einheit, welches Wir am heutigen Tage, dem der Auferstehung des Herrn gewidmeten Feste, mit unaussprechlicher Zuversicht wiederholen: „Heiliger Vater; bewahre sie in deinem Namen, die du mir gegeben hast, daß sie Eins seien wie auch wir. Heilige sie in der Wahrheit: Dein Wort ist die Wahrheit. Nicht einzig für sie bete ich; sondern auch für alle, die da glauben werden an mich durch ihr Wort, daß sie Eins seien, wie der Vater in mir und ich im Vater, daß auch sie Eins seien in uns . . . Ich bin in ihnen und du bist in mir, daß sie die Vollendung haben in der Einheit und möge die Welt erkennen, daß du mich gesandt hast und daß du sie geliebt hast, wie du mich geliebt hast.“ (Joh. 17.)

Dem ganzen Volke aber Großbritanniens wünschen Wir alles Gute von Gott. Wir flehen mit innigster Liebe zu Gott, daß denen, die das

Reich Gottes suchen und das Heil in der Einheit des Glaubens, ihr sehnsuchtsvolles Verlangen gewährt werde.

Rom, beim heiligen Petrus, am 14. April 1895, im achtzehnten Jahre unseres Pontifikats.

Papst Leo XIII.

Gebet zur seligsten Jungfrau für unsere Brüder in England.

O selige Jungfrau Maria, Mutter Gottes, unsere Königin und süßeste Mutter, wende deinen Blick auf England, auf jene Nation, welche „deine Mitgift“ genannt wird. Wende ihn auf uns, die wir in großer Zuversicht auf dich vertrauen. Durch dich ist der Welt Christus, der Erlöser, gegeben worden, in welchem all unsere Hoffnung besteht. Von Ihm bist du uns gegeben worden, damit durch dich unsere Hoffnung stärker werde. Eja, bitte für uns, die du am Kreuze des Herrn als Kinder erhalten hast, o schmerzhafte Mutter. Lege Fürbitte ein für die von uns getrennten Brüder, daß sie mit uns dem einzigen wahren Schafstalle, dem höchsten Hirten, dem Stellvertreter deines Sohnes auf Erden sich anschließen. Flehe für uns alle, o gütigste Mutter, daß durch den Glauben, der in guten Werken fruchtbar ist, mit dir wir alle es verdienen, Gott zu schauen im himmlischen Vaterlande und Ihn zu preisen in Ewigkeit. Amen.

Einige Zeitungsstimmen werden den Leser in den Stand setzen, den Eindruck zu beurteilen, welchen das Rundschreiben des Papstes in England gemacht hat. Die Times in London schrieb: „Das Apostolische Schreiben des Papstes Leo' XIII. ist in seiner Form und in seinen wesentlichen Merkmalen in hervorragendstem Maße würdig eines großen christlichen Bischofs. Das müssen ohne Schwierigkeit auch die strengsten und überzeugtesten Protestanten anerkennen . . . Ebenso werden sie zugeben, daß das Schreiben des Römischen Bischofs vom Atem einer wahren und tiefen persönlichen Frömmigkeit belebt ist. Es herrscht darin jenes vom Herzen kommende Wohlwollen, das Leo XIII., wie er erklärt, stets für das Volk Englands genährt hat . . . Die Christen eines jeden Bekenntnisses werden gern dem Rate Seiner Heiligkeit folgen, im Gebete Licht und Leitung zu suchen. Dasselbe ist heilsam für sich allein und in voller Übereinstimmung mit den Lehren der Schrift, welche sie selber annehmen.“ Über zwei wesentliche Merkmale des Rundschreibens läßt sich dasselbe leitende City-Blatt folgendermaßen aus: „Keiner, der von den Lehren der Römischen Kirche etwas versteht, hat jemals erwarten können, daß der Papst in irgend welchen Verhältnissen dazu seine Zustimmung geben werde, auch nur im geringsten an den der Römischen Kirche eigenen Lehren etwas zu ändern oder seine Rechte vermindern zu lassen. Thäte er es, so hieße dies für die erwähnte Kirche, sich dem Spotte aller ihrer Gläubigen aussetzen und die Haupt-

punkte ihres Glaubens als Betrügereien hinstellen. Auf der anderen Seite hat der Papst die umfassendste Autorität, um in Fragen der Disciplin Milde walten zu lassen und es kann kein Zweifel bestehen, daß ein an Hilfsmitteln so reicher Geist wie der Leo' XIII. gewillt ist, auf diesem Gebiete die weitesten Zugeständnisse zu machen, damit ein so höchst wichtiger Zweck erreicht werde, wie die Aussöhnung mit einer großen Zahl von Engländern. Das Apostolische Rundschreiben, dies bemerke man wohl, sagt kein Wort über die Möglichkeit irgend einer Änderung, weder in der Lehre noch in der Disciplin."

Daily Chronicle erklärt zum päpstlichen Dokument: „Das Rundschreiben des Papstes ist voll von liebreichem und zartem Fühlen, tadellos, fromm und gewichtig. Das sind Worte eines Mannes, der die Achtung und Verehrung des ganzen christlichen Volkes gewonnen hat."

Das Record meint: „Die Sprache Leo' XIII. ist edel und bewegt das Herz. Seine einfache Aufrichtigkeit und Würde steht in vollkommener Harmonie mit seinem ehrwürdigen Alter und seinem außergewöhnlichen Einflusse in der Welt."

Betreffs des Zweckes, den Leo XIII. verfolgt, schreibt die Church Rewiew: „Ehe dieses Ziel erlangt wird, muß noch mancher peinliche Schritt gemacht werden . . . Wir werden wohl kein so langes Leben haben, um das Ende zu sehen; vielleicht die Kinder unserer Kinder. Aber immer wird es ein glänzender Edelstein in der Krone Leo' XIII. sein, daß er, nach drei Jahrhunderten, der erste Papst (?) war, der einen praktischen Schritt machte, um die zerstreuten Glieder der Christenheit zu einigen und das Fundament für jenen Bau zu legen, der einst der Zufluchtshafen sein wird, wann über die Welt die Tage des großen Abfalls kommen werden: wir meinen den Aufbau einer wiedergeeinten Christenheit."

Dieselbe anglikanische Zeitschrift bekennt: „Wäre das Wort nicht auch im schlechten Sinne gebräuchlich, so würden wir sagen, der Papst sei sehr schlau gewesen, als er auf das Gebet das Hauptgewicht legte und dies auf Schriftstellen zurückführte. Letztere sind überdies ungewöhnlich fein ausgewählt und müssen dazu beitragen, die Vorurteile der fanatischen (bigoted) Protestanten zu entwaffnen. Gemeinhin glauben ja die Besucher von Exeter-Hall (die Schule dieser Protestanten), daß kein Katholik ein einziges Wort der Bibel kenne oder lese. Das Schreiben Leo' XIII. wird ihnen die Augen öffnen und könnte ihnen ein wenig von jener Liebe Rom gegenüber einflößen, deren Mangel jetzt das Haupthindernis für die Wiedervereinigung ist.

Wir können wohl es aussprechen, kein protestantischer Theologe würde, auch mit der offenen Bibel vor den Augen, eine so reiche und so zutreffende Reihe von Schriftstellen zu finden wissen, wie Seine Heiligkeit fand."

Die Rewiew of Rewiews erklärt trotz ihrer Vorurteile gegen den Papst und die Kirche: „Ein Teil des Rundschreibens könnte ganz wohl abgedruckt und unter die Protestanten verteilt werden als eine beredte Abhandlung (an eloquent tract) über die Kraft und Schönheit des Gebetes. Die feindseligsten unter unseren Protestanten (the most acrid

Protestants) müssen anerkennen, daß das, was der Papst sagt, wenigstens zu neunzehnteln, würdig entworfen ist und darin die Sprache des Christentums, wie sie im Evangelium sich findet, wiedertönt . . . An dieses Schreiben wird man noch lange denken, wie an einen überaus erhabenen Ausdruck des christlichen Gefühls beim Ende des 19. Jahrhunderts."

Diese Urteile protestantischer Blätter und Zeitschriften zeigen, daß die Rede Lord Halifax' durchaus keine ganz vereinzelte Erscheinung ist. In ihr spiegelt sich der tiefe Eindruck wieder, den das an alle von Rom getrennten Christen gerichtete Rundschreiben Leo' XIII. „Praeclara" in den Herzen mancher hervorrief. Hören wir zuerst etwas über Lord Halifax selber; es kommt von einem seiner intimsten Freunde.

II.

Lord Halifax.

(Aus dem „Monde" v. Dalbus.)

1895

Während des Monats Oktober 1889 sandten mich meine Oberen von Lissabon nach Funchal, um im Krankenhause D. Maria Amelia' auszuhelfen, wo die zwei mit der Seelsorge betrauten Missionäre, beide zugleich, schwerkrank daniederlagen. Begründete Wahrscheinlichkeit war vorhanden, daß ich einen derselben würde ersetzen müssen, denn sein Zustand ließ keine Hoffnung auf Genesung zu. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt oder, wie ein Sprichwort dort sagt, Deos escreve direito por linhas tortas.

Die beiden Seelsorger wurden gegen alles Erwarten binnen ziemlich kurzer Zeit gesund und konnten wieder ihren Berufspflichten obliegen. Nichtsdestoweniger bekam ich Befehl, den ganzen Winter auf dieser bezaubernden Insel zuzubringen. Ich hatte ein altes Lungenleiden, das sich, immer wieder von neuem, in unbequemer Weise bemerklich machte. Die Oberen urteilten, daß ich in der milden Luft Madeiras gänzliche Wiederherstellung meiner Gesundheit finden werde. Ich war damit zufrieden und machte es mir zur Pflicht, von dem unvergleichlich wohlthätigen Klima, von dieser warmen Atmosphäre, die einer kranken Brust so gut thut, möglichsten Nutzen zu ziehen.

Das Krankenhaus, meine neue Residenz, ist eine wahrhaft königliche Stiftung, die der Freigebigkeit von Donna Maria Amelia, Kaiserin von Brasilien, gedankt wird. Diese erhabene Fürstin, eine Beauharnais, geleitete im Jahre 1852 ihre Tochter nach der Insel Madeira. Sie nährte die Hoffnung, dem unglücklichen Ausgang einer Abnahmekrankheit dadurch vorzubeugen. Trotz aller zärtlichen Sorge hatte die Kaiserin den Schmerz, zu sehen, daß die Krankheit unheilbar sei. Das Lebenslicht ihrer Tochter erlosch allmählich. Als Andenken an die teure Verstorbene ward das Krankenhaus gegründet. Es erhielt von

der Kaiserin die Bestimmung, ausschließlich Brustkranken zu dienen, die in Madeira geboren sind, und den Armen. Der Plan des Gebäudes und der Gärten wurde der Kaiserin unterbreitet. Von Lissabon aus wachte sie mit größter Sorgfalt über alle Einzelheiten des Baues und über den Fortschritt des Werkes. Gemäß ihrem ausdrücklichen Willen wurden barmherzige Schwestern vom heiligen Vincenz von Paula mit dem Krankendienste betraut und Missionäre übernahmen die Seelsorge.

Die Fremden, welche vorübergehend nach Madeira kommen, wenn es auch nur für einige Stunden ist, wie z. B. die Offiziere der Kriegsmarine, und natürlich um so mehr die Kranken sowie die Familien, welche mehrere Monate hier verweilen, verfehlen niemals, das Krankenhaus mit seinen Anlagen zu besuchen. Alle bewundern die Schönheit des Baues und die großartigen Gärten, die nach kunstreicher Zeichnung angelegt, mit Bäumen bepflanzt sind, die man in Europa nicht kennt. Man ist, wenn man auf die Terrasse kommt, über das großartige Panorama in Staunen versetzt, welches sich vor dem Blicke ausbreitet. Da, tief unten, am Meeresgestade, liegt Funchal und im Gebirge, das sich halbkreisförmig öffnet, erscheinen zahlreiche Villas, wie verloren mitten in beständigem Grün und unter tausend Blumen, die sich unaufhörlich erneuern. Im Vordergrunde das Meer, das große Meer, dessen ungeheure blaue Masse links von den Inseln Desertas durchschnitten wird und ein wenig auf allen Seiten durch die weißen Segel der Barken sowie durch den schwarzen Rauch der Dampfer.

Eines Morgens benachrichtigte die gute Oberin, die Mutter Sophia, die Geistlichen, daß am Nachmittage zwei sehr vornehme Fremde, Lord und Lady Halifax, der Anstalt einen Besuch machen würden. Sie bat die Herren, ihr dazu mithelfen zu wollen, daß die hohen Gäste einen guten Eindruck von ihrem Besuche in der Anstalt mitnähmen.

Zur angegebenen Stunde standen wir bereit: ein sehr angenehmer portugiesischer Konfrater, dessen Name ich nicht nennen will, denn man würde ihn beim Aussprechen verhunzen; Herr Varet, ein Kind der Auvergne, — aber der wahren —, der seit dreißig Jahren in Portugal seine Apostolische Thätigkeit mit Aufopferung entfaltet, und endlich ich.

Wir ersparten unseren erlauchten Gästen nichts. Sie mußten in alle Säle eintreten, die schönen Alleen unserer Gärten besichtigen sowie die Schulen und das Waisenhaus bis ins einzelnste hinein prüfen. Es sind dies zwei Häuser, welche die öffentliche Wohlthätigkeit und der Eifer der Schwestern errichtet haben. Mit der zufriedensten Miene von der Welt folgten uns die Gäste und schienen von allem, was sie sahen, aufs angenehmste berührt. Sie sagten dies auch der Oberin mit den freundlichsten Worten und, wenn ich mich recht erinnere, bekräftigten sie ihre Worte einige Tage später durch die That, indem sie eine bedeutende Summe als Almosen schickten.

Bevor wir uns trennten, verweilten wir kurze Zeit in gemeinsamer Unterhaltung auf der Terrasse. Lord Halifax benutzte diesen Augenblick, der günstiger war als der beobachtende Rundgang auf den Korridoren, das Emporsteigen der Treppen und die Besichtigung der

einander sich folgenden Säle, um uns mitzuteilen, welches große Interesse er an Dingen nehme, die sich auf die Religion beziehen. Er endete damit, daß er mich fragte, „ob ich ihm gestatten wollte, von Zeit zu Zeit mit mir über religiöse Fragen zu sprechen“. Ich nahm den Vorschlag, wie man wohl leicht denken kann, mit Wärme an und wir bestimmten sogleich Tag und Stunde.

In meinem ganzen Leben werde ich nie des ersten Spazierganges vergessen, den wir zusammen machten. Es war in der Gegend des Caminho novo, dicht am Gestade des Meeres. Wir folgten einem launischen Pfade. Die Unterhaltung hatte beinahe ganz und gar, wenn ich mich so ausdrücken darf, den Zweck, ein unbekanntes Gebiet zu rekognoscieren. Man kennt ja das Vergnügen, in einer Seele auf Entdeckungen auszugehen, mit der man das erste Mal in Verkehr tritt. Ich folgte meiner Gewohnheit und ließ den Engländer zuerst seine Kunst zeigen. Mit großer Geschicklichkeit entledigte er sich seiner Aufgabe und wie ein unvergleichlich geübter Plänkler erforschte er das Terrain. Nun kam die Reihe an mich. Mir stand nicht dieselbe Gewandtheit zur Verfügung. Jedoch gewann ich bald die Gewißheit, daß ich einen Mann vor mir hatte von vielseitiger Bildung, zuverlässigem Wissen, von großer Verstandeskraft und vor allem mit einem großmütigen Herzen. Dieser englische Laie besaß eine Apostelseele, die ganz angefüllt war von der Liebe zu unserem Herrn Jesu Christo, die sich einzig danach sehnte, die Ehre des göttlichen Meisters zu befördern.

Unsere langen Unterhaltungen, welche von dem ehrwürdigen Bischofe von Funchal, Monsignore Barreto, gesegnet und gefördert wurden, erneuerten sich oft. Einmal in der Woche wenigstens streiften wir durch die Felder und überließen die Wahl des Weges dem Zufalle. In endlosen Plaudereien oder vielmehr in wahrhaft ernsten Erörterungen ergossen sich gleichsam unsere Seelen ineinander, um sich innig zu vereinigen. Geschichte, Litteratur, Theologie, geistiges Wesen, so ziemlich alles wurde berührt; aber alles führte uns immer wieder zum Mittelpunkte, zu unserem Herrn, zu seiner Kirche, zu den unglückseligen Spaltungen, welche die Christenheit betrüben; dieser letztere Gegenstand war der bevorzugte. Vielleicht werde ich einmal mitteilen, wie wir zu dem Entschlusse kamen, in den Acker des Herrn einen Samenkorn des Friedens zu werfen, und wie mit der Gnade Gottes dieses Samenkorn aufging. Für jetzt wünsche ich bloß den Mann zu zeichnen, dessen Name seit einer gewissen Zeit in unseren Zeitschriften und Zeitungen sehr oft genannt worden ist.

Der sehr ehrenwerte Karl Wood, Graf Halifax, ist am 7. Juni 1839 geboren. Sein Vater, ein sehr geachteter Staatsmann, war der Reihe nach Kanzler des Schatzkammergerichts, erster Lord der Admiralität, Staatssekretär für Indien, Präsident des Rates für Indien, Lord „Privy Seal“. Seine Mutter, Lady Jane Grey war die Tochter des Grafen Karl Grey, ersten Ministers der Krone unter Wilhelm IV. Beide ruhen jetzt in der kleinen Kirche von Hickleton, nahe beim Schlosse, das sie geliebt haben.

Unser zukünftiger Lord genoß seine erste Erziehung zu Eton und

Oxford, im Kollegium von Christ-Church. Im Alter von siebzehn Jahren wurde er von der Königin Viktoria erwählt, um den Prinzen von Wales bei seiner ersten Reise auf dem Kontinent zu begleiten. Später wurde er dem Hause des Erben der Krone zugeteilt und behielt diese Stellung bis zum Jahre 1870.

In diesem Jahre heiratete er Lady Agnes-Elisabeth Courtenay, Tochter des Earl von Devon, aus der Familie der Courtenay, die unter Heinrich II. nach England gekommen war und deren Stammbaum bis auf Manerius hinaufreicht, Grafen von Lens, der im Jahre 836 gestorben ist. Im Jahre 1886 starb der Vater, Sir Karl Wood erbte den Titel eines Lord Halifax und wurde Mitglied des Hauses der Lords. Ich übergehe mit Absicht manche Einzelheiten, deren mathematisch genaue Wiedergabe den würdigen Schüler von Cambridge verraten würde, der mir all diese Eröffnungen machen wollte.

Der Lord Halifax war gesellschaftlich so gestellt, daß ihm die glänzendste Laufbahn offen stand. Er hatte Zutritt zum politischen Leben, nach den höchsten Posten konnte er ohne Vermessenheit die Hand ausstrecken und ohne große Anstrengung sie ausfüllen. Er verzichtete darauf von vornherein. Eine unwiderstehliche Neigung trieb ihn zu den religiösen Fragen. Seine, man möchte sagen, von Natur tief christliche Seele fühlte sich von Gott zu einem Wege hingezogen, wo, nach aller menschlichen Voraussicht, wenig Ehre zu sammeln, viel Beschwerliches zu tragen, aber freilich auch viel Gutes zu leisten war.

Neue Zeiten hatten eben für die Kirche Englands begonnen. Die berühmte Bewegung von Oxford rief die Geister wach. Die katholischen Keime, gelähmt bisher durch die Gleichgültigkeit der großen Mehrzahl, der Haß mancher, die Unwissenheit vieler, entwickelten sich im Innern der Anglikanischen Kirche. Es war natürlich, daß die Bestrebungen nach der Einheit in der Religion neue Kraft erhielten. Das herzzerreißende Schauspiel der zahlreichen Sekten, in welche die Christenheit Englands gespalten war, mußte diese Bestrebungen vermehren. Lord Halifax trat mit mutigem Herzen in die Bewegung hinein. Im Jahre 1867 wurde er, als er das Alter von achtundzwanzig Jahren hatte, Präsident der Englisch Church Union.

Diese Vereinigung hat, wie der Name besagt, zum Zwecke, die Einheit in der Kirche Englands wiederherzustellen. Sie zählt jetzt fünfunddreißigtausend Mitglieder, unter ihnen dreißig Bischöfe und mehrere Tausend Priester. Diese zahlreiche Gesellschaft bildet in der anglikanischen Kirche einen starken Vortrab, der bereits in verschiedenen verwickelten Verhältnissen die Kraft seines Eingreifens hat fühlen lassen. Streng gegliedert, mächtig, mit reichen Hilfsmitteln versehen, durch ein großes Ideal beseelt, spielt dieselbe in England ungefähr die gleiche Rolle wie das Centrum in Deutschland.

Es war unmöglich, daß alle diese Seelen, die ein so lebhaftes Gefühl für die Einigung der Sekten besitzen, sich darauf beschränkt hätten, die Notwendigkeit solcher Einigung für den Bestand der Nationalkirche anzuerkennen. Sie mußten notwendig dazu kommen, eine weitere, viel wichtigere Einigung zu wünschen. Bevor wir aber von den Be-

mühungen sprechen, welchen Lord Halifax sich wegen der Verbindung der Kirche Englands mit Rom unterzog, möchte ich zwei Thatsachen hervorheben, die in ganz besonderer Weise dem Leben dieses Edelmannes und dieses Christen zur Ehre gereichen.

Im Jahre 1870, drei Monate nach seiner Heirat, verließ Lord Halifax seine junge Frau und schloß sich den Feldlazaretten als Krankenwärter an, die unseren unglücklichen Truppen folgten. Am 4. September war er zu Sedan.

1880, zur Zeit als unsere Ordensleute von der republikanischen Regierung vertrieben wurden, schrieb Lord Halifax, im Namen der English Church Union, an Seine Eminenz den Kardinal Guibert, um „zu protestieren im Namen der Freiheit ... Wir können nicht stillschweigen", sagt er, „wenn wir erfahren, daß die Klöster verletzt, die Kapellen entweiht, durch Frömmigkeit und gute Werke hervorragende Männer auf die Straße geworfen werden ... Wir stehen zu ihnen in ihrem Widerstande und verteidigen die heilige Sache der Freiheit und der Religion." Der Kardinal Guibert war von diesem Schritte um so mehr gerührt, als derselbe, wie er selbst in seiner schönen Antwort sagt, von Christen kam, deren Ansichten in mehreren Punkten mit den unsrigen nicht übereinstimmen. „Diese Unterschiede," fuhr der Kardinal fort, „werden mit der Zeit verschwinden und ich sehne mich von ganzem Herzen nach dem Tage, da es nur mehr einen Hirten und einen Schafstall geben wird. Bis dahin streiten wir mit gleichem Eifer für die Sache der religiösen Freiheit; sie ist die erste und die beste aller Freiheiten."

Der treffliche und feinfühlige Kardinal hatte im Briefe des Lord Halifax die Äußerungen einer geraden, aufrichtigen Seele erkannt, die mit der seinigen empfand und unter dem litt, was alle Christen betrüben mußte. Er antwortete mit dem Ausdrucke herzlicher Dankbarkeit und offenbarte die Apostolische Sehnsucht, jene Seelen, die bereits in der Liebe geeint sind, auch geeint zu sehen in den sichtbaren Banden ein und derselben Gemeinschaft. Die beiden Briefe sind für beide Seiten ehrenvoll: sowohl für den Erzbischof von Paris wie für den Präsidenten der English Church Union.

Als unsere französischen Tagesblätter im Monat Februar dieses Jahres einige Stellen aus der von Lord Halifax in Bristol gehaltenen Rede wiedergaben, herrschte ein allgemeines Staunen. Für viele war es neu, zu hören, wie ein Anglikaner seine lebhafte Sympathie mit Rom und zugleich seine brennende Sehnsucht nach der Einigung mit dem Papste ausdrückt. Thatsächlich kennen wir die Anglikanische Kirche sehr wenig und insbesondere sind wir betreffs ihres gegenwärtigen Zustandes in beinahe vollständiger Unkenntnis. Für uns bestehen nach dieser Seite hin noch die Zeiten Eduards VI., die der schroffsten Feindschaft gegen das Papsttum. Das Erstaunen ist leicht erklärlich, wenn wir hören, es seien Worte gesprochen worden wie diese:

„Einstmals gab es, wie es nur einen Gott, einen Glauben, eine Taufe, eine Eucharistie giebt, auch nur eine Kirche. Im Occident blickte die Welt auf Rom als auf den großen Centralsitz, um

welchen herum die verschiedenen Nationalkirchen sich scharten im Bekenntnisse ein und desselben Glaubens, aneinander geknüpft durch die sichtbaren Bande ein und derselben Autorität, welche sie dadurch untereinander verband, daß sie dieselben mit dem Mittelpunkte einigte . . . Im Interesse dieser Einheit, nach welcher wir uns mit so glühendem Eifer sehnen, wollen wir den Ruf freudig begrüßen, der voriges Jahr in dem bekannten an alle christlichen Fürsten und Völker gerichteten Rundschreiben von den Lippen Leo' XIII. erging. Können wir daran zweifeln, daß der Papst, welcher bei seinen Anstrengungen, der Kirche den Frieden zu geben, eine Stütze bei allen Menschen sucht, die guten Willens sind, im Namen Christi, unseres Herrn und Meisters, spricht? Können wir zaudern, das Unsrige dazu beizutragen, damit ein so schöner Erfolg erreicht werde? . . . Für jetzt bleibt für uns als das Hauptsächliche, worauf wir Gewicht zu legen haben, nichts anderes übrig, wie für die Wiedervereinigung zu beten und zu arbeiten. Der günstige Zeitpunkt ist da. Benützen wir ihn nicht, so kommt ein ähnlicher vielleicht nie wieder. Fürchten wir uns nicht, es laut und freimütig auszusprechen. Die Einigung mit Rom ist möglich, sie ist wünschenswert. Erklären wir dies ohne jede Bedingung: Wir wünschen den Frieden mit Rom von ganzem Herzen."

Lord Halifax thut in der nämlichen Rede dar, daß dieses Verlangen nach Wiedervereinigung nicht neu ist in der Kirche von England. Ich gehe darauf hier weiter nicht ein. Ich will mich darauf beschränken, zu zeigen, daß dasselbe nicht etwas Neues bei dem erlauchten Redner ist. Zu diesem Zwecke entlehne ich einem protestantischen Tagesblatte, welches die Lebenslaufbahn des Lord Halifax gut kennt, einige Stellen aus den Reden oder Schriften desselben:

„Ein Ziel besteht, das alle anderen überragt und auf welches wir immer unsere Blicke richten müssen in der Hoffnung, es möge Gott gefallen, uns zu gestatten, daß wir die Helle jenes Tages schauen, der uns die sichtbare Einheit mit der lateinischen Kirche wiedergeben wird, von welcher wir seit dem 16. Jahrhunderte getrennt sind." (Meeting-Church-Times, 14. Mai 1880.)

„Beten wir, daß sich die Einigung unter uns vollziehe und zwar die sichtbare Einheit mit den Gliedern der Kirchen des Orients und des Occidents; besonders aber, daß die Einheit mit dem großen Apostolischen Stuhle des Occidents, nämlich mit der Römischen Kirche wieder hergestellt werde, die so viel für die Behütung des wahren Glaubens gethan hat." (Times, 11. Juni 1885.)

Im Jahre 1886, den 27. Mai, am 27. Jahrestage der Gründung der English Church Union, sagte der Präsident in seiner Rede: „Ich wünsche, weiter auf das einzugehen, was ich voriges Jahr in meiner Rede aussprach: Wenn eine Gesamt-Autorität, eine Centralleitung gut ist für die Anglikanische Gemeinschaft, so muß sie auch gut sein für die ganze Kirche . . . Soll denn die Kirche Englands ohne Haupt bleiben und ohne ein gemeinsames Centrum, das sie mit allen christlichen Kirchen des Erdkreises verbindet? Können wir etwas auffassen, was für die Einheit der gesamten Kirche günstiger wäre wie ein solcher Mittelpunkt,

vorausgesetzt immer daß das Princip der Centralisation nicht aufzehre, sondern vielmehr behüte die Rechte der Jurisdiktion in den einzelnen Kirchen? Jedenfalls dürften jene für das Zulassen der Berufung an einen christlichen Bischof keine Skrupel haben, welche die Rechtmäßigkeit eines Appells vom Erzbischof von Kanterbury an den höchsten Gerichtshof des Königreiches anerkennen. Oder giebt es einen unterrichteten Christen, der nicht Leo XIII. einem solchen staatlichen Gerichtshofe vorzöge?"

Nach allen diesen Stellen — und es könnten noch viele andere angeführt werden — hat Lord Halifax stets die Einigung mit der Römischen Kirche gewünscht. Unter diesem Gesichtspunkte hat seine Rede in Bristol keinen Engländer überrascht. Es wäre deshalb ungerecht, vorauszusetzen, daß dergleichen Stimmungen erst anläßlich der Kontroverse über die Gültigkeit der anglikanischen Weihen und im Anschlusse an die daraus entstandene Bewegung geäußert worden seien. Das wahre Ziel der ganzen Bewegung, an deren Spitze Lord Halifax steht, und ihr letztes Ziel ist die Einigung. Alles übrige kann als beiden Kirchen gemeinsamer Boden, als Gegenstand der Diskussion, als Mittel zum Zwecke betrachtet werden; aber die Einigung selber ist der einzige, wahrhafte Zweck.

Lord Halifax ist leidenschaftlich für die Einigung, sie ist der Traum seines Lebens. Er will sie freimütig, aufrichtig, ohne Wenn und Aber. Er will sie bedingungslos, vollständig, so wie sie von Christo, dem Herrn, ist eingesetzt worden. Er verfolgt diesen Zweck mit aller Glut seines Charakters, mit seiner ganzen Energie; vor keiner Mühe weicht er zurück, kein Opfer ist ihm zu groß. Wenn ich sehe, wie er mit so großmütigem Herzen einem solchen Werke sich hingiebt, das ohne Zweifel im höchsten Grade schön, aber voll von Schwierigkeiten ist, diesem Friedenswerke, das so viele Kämpfe veranlaßt; dann hoffe ich gern, Gott werde, schon hier auf Erden, diesen unerschrockenen Arbeiter dadurch belohnen, daß Er es ihm verleiht, den Tag zu sehen, an welchem die durch so große Arbeit von ihm vorbereitete Einigung Thatsache sein wird.

Wenn man das Glück hat, den Präsidenten der English Church Union zu kennen, so ist es unmöglich, nicht die Art und Weise zu bewundern, wie Gott die Werkzeuge vorbereitet, deren Er Sich bei Ausführung seiner Ratschlüsse bedienen will.

Herangebildet mitten unter Politikern ersten Ranges, hat Lord Halifax, wie von selbst, es gelernt, Menschen zu beurteilen und zu leiten. In England zumal, mitten in den großen parlamentarischen Kämpfen und den religiösen Zwistigkeiten, die das Land leidenschaftlich aufregen, weiß man, wie echte Feldzüge zu leiten sind; da weiß man, auf den Geist des Volkes zu wirken, die öffentliche Meinung nach sich zu ziehen. Soll die mühevolle Arbeit Erfolg haben, so sind wirkliche Führer erforderlich, wahre Führer mit einem energischen, thätig eingreifenden, vorurteilsfreien, an Hilfsmitteln reichen Geiste. Führer sind notwendig mit klarem Blicke, zuverlässiger Hand, fähig, die Ränke der Gegner zu durchschauen und zu vereiteln, die Schlacht zu beherrschen,

aufrichtig in der Anwendung der Waffen, hartnäckig im Kampfe. Die Gegner des Lord Halifax brauchen nicht darüber belehrt zu werden, daß er in hervorragendem Grade solch kostbare Eigenschaften besitzt.

Indessen würden alle diese Vorzüge nicht genügen. Gott hat ihm noch kostbarere gegeben. Eine wahre, tiefe Demut gestattet es ihm, seinen ganzen Einfluß in einer religiösen Bewegung spielen zu lassen, ohne daß er Autoritäten, Priester und Bischöfe, verletzt. Seine uneingeschränkte Biederkeit, seine von niemand angezweifelte Anhänglichkeit an die Kirche Englands machen es ihm möglich, den Papst zu besuchen, ohne daß es jemand in den Sinn käme, dieser Anglikaner mit seiner so ausgesprochenen Römischen Richtung könne die Kirche Englands bloßstellen oder das Vertrauen der Seinigen täuschen. Endlich verleiht die Liebe zu unserem Herrn Jesu Christo dem Lord Halifax einen lebendigen Glauben, eine unbezähmbare Energie. Sie giebt ihm ebenso jenes große Herz, das da nicht versteht, beleidigt zu werden. In aller Wahrheit: es konnte das große Werk der Einigung in der Anglikanischen Kirche keinen würdigeren Beförderer erhalten wie ihn.

Im Schreiben Leo' XIII. an die Engländer findet sich eine Stelle, welche in besonderer Weise Lord Halifax zu Herzen gehen mußte. Sie lautet: „Während dieser Tage richten sich unsere Gedanken mit viel Liebe und Hoffnung auf das Volk der Engländer. Wir nehmen zahlreiche und offenbare Zeichen der heilsamen Wirksamkeit wahr, welche die Gnade Gottes in den Herzen ausübt. Wir sehen, wie für viele die Menge der religiösen Zwistigkeiten, welche diese Nation in den wichtigsten Punkten spalten, eine Quelle tiefen Schmerzes bildet. Wir sehen, wie andere ganz klar die Notwendigkeit einer zuverlässigen Stütze erkennen gegenüber dem Ansturm der modernen Irrtümer, die nur zu sehr mit den Begierden der gefallenen Natur und der geschwächten Vernunft übereinstimmen. Wir sehen, wie die Zahl der religiösen und klugen Männer zunimmt, welche mit großer Aufrichtigkeit für die Wiedervereinigung mit der katholischen Kirche arbeiten.“ Diese Worte bestätigen öffentlich die ermunternden Mahnungen, welche Leo XIII. persönlich dem Lord Halifax gegeben hat: „Fahren Sie fort,“ sagte ihm mit erhobener Stimme der Papst, „fahren Sie fort, für die Einigung zu arbeiten, und verlieren Sie nicht den Mut.“ Solche Worte bilden die beste Belohnung und den schönsten Trost nach den Beschwernissen, den Qualen und den Bitterkeiten des Streites.

An diesem selben Tage, in der nämlichen Audienz, hatte auch ich eine meiner reinsten Freuden. Kaum waren wir beim Papste eingetreten, so sprach Leo XIII.: „Ah, der Pater;“ und zum Lord Halifax gewandt, fuhr er fort: „Das ist einer von Ihren guten Freunden; Sie haben seine Bekanntschaft in Madeira gemacht.“ Der heilige Vater war gut, väterlich für alle, wie man es kaum für möglich halten sollte.

Wie es mir wohlthat, zu hören, daß sich Leo XIII. des Anlasses zu meiner Beschäftigung mit der Anglikanischen Kirche erinnerte! Im September vorher hatte ich ihm diesen einzelnen Punkt mitgeteilt, wie ich in Madeira den Lord Halifax getroffen habe. Madeira! Unsere ersten Beziehungen datieren von dort. Und seitdem will mein Freund und

seine Familie mich mit ihrer Freundschaft beehren. Sie betrachten mich ein wenig wie einen der Ihrigen. Seitdem haben wir für die nämliche Sache gearbeitet, gestritten und gebetet.

Ich komme gern in meinen Gedanken auf diese beiden Tage zurück und verbinde die Namen Madeira und Rom Beim Herabsteigen von den Gemächern des Papstes im Vatikan sah mein Geist die Orte jener fernen Insel wieder, welche wir zusammen besucht hatten. Er sah die Gestalten aller Glieder dieser liebenswürdigen Familie. Alle sind nicht in Rom. Leo XIII. aber hat sie alle auf die fromme Bitte der Mutter hin gesegnet. Nicht alle hatten wie Agnes, dieses treffliche Kind, das Glück, die Hand des heiligen Vaters zu küssen und zu fühlen, wie sie auf ihrem Haupte ruhte. Maria durchirrt auf einer Jacht mit einer ihrer Tanten das Mittelländische Meer. Der unglückliche Eduard ist in Eton. Es fehlt noch einer . . . jener große, blasse junge Mann, der im Alter von zwanzig Jahren in die Ewigkeit abgerufen wurde, drei Monate, nachdem sie Madeira verlassen hatten.

Meine lieben Freunde, seit dem Kalvarienberge ist es das Blut, welches die Kirche benetzt und befruchtet . . ., das Blut unserer Märtyrer, und auch unsere Thränen. Dieses „Blut der Seelen", nach dem schönen Worte Augustins. Haben wir im Glauben Vertrauen auf das Werk Gottes, wenn unser demütiges Samenkorn benetzt und befruchtet wird, wie Jesus Christus, unser Herr, es will, der am Kreuze für uns starb.

Fernand Dalbus.

III.

Über die Einigung der Kirchen.

Die Anglikanische und die Römische Kirche.

Rede, gehalten zu Bristol am 14. Februar 1895

von

Lord Halifax,

Mitglied des Hauses der Lords.

Unter Religion versteht man die Beziehungen, welche Gott mit dem Menschen verbinden. Da nun Gott unveränderlich ist kraft seines Wesens und der Mensch mit seiner Natur und seinem Zwecke infolge seiner Erschaffung, so ist es notwendig der Wesenscharakter dieser Beziehungen, daß sie ebenfalls unveränderlich sind. Mit anderen Worten: Es kann nur eine einzige wahre Religion geben.

Das Christentum ist die vollständige Offenbarung dieser Religion. Es ist die Verkündigung der einen, heiligen, alles und alle umfassenden Religion, die ihre Autorität von Gott selbst hat, als die Wahrheit sich hinstellt und von allen Menschen Gehorsam fordert. Dieses alles ist das Christentum; aber es ist noch mehr. Es ist das Geschenk eines neuen und übernatürlichen Lebens, das Geschenk des heiligen Geistes, der die ganze Natur derer, die Ihn empfangen, ändert, sowie zwischen den Christen und den anderen Menschen einen ebenso thatsächlichen und andauernden Unterschied herstellt, wie derjenige ist, welcher die Menschheit selber von den anderen Formen des geschöpflichen Lebens trennt. Gegenüber jener Welt, aus der sie genommen war, richtete sich diese Gesellschaft von Männern und Frauen auf, deren Glieder in neue Beziehungen zu Gott traten und in ihren Seelen den Keim eines neuen Lebens empfingen, den sie pflegen oder vernachlässigen können. Das Erscheinen dieser Gesellschaft, der Kirche Christi nämlich, ist ein Ereignis, das eben solche Wirklichkeit bietet wie irgend eine erfahrungsmäßige, greifbare Thatsache. Als lebenskräftiger Körper, als Gesellschaft, als Königreich hat die Kirche die Mittel, sich durch die Jahrhunderte hindurch zu erhalten; sie hat Normen und Einrichtungen für die Äußerung ihres gemeinsamen Lebens; sie hat Gesetze und Vorsteher zu ihrer Leitung und Regierung.

Als Körper ward sie mit Kräften ausgestattet, um groß zu werden und zu wachsen; das sind die Sakramente. Als Gesellschaft erhielt sie bestimmte Regeln und Einrichtungen, um die Einheit ihrer Glieder untereinander aufrechtzuhalten. Als Königreich empfing sie zu eigen ihre geistige Zucht und ihre Gesetze, die da angewendet werden von ihren Vorstehern, dem Gesamtepiskopat mit seiner von Christo stammenden Autorität und mit der Macht, dieselbe anderen zu übertragen. Ein einziger Körper, ein einziger Glaube, ein einziger Episkopat, in seinen wesentlichen Merkmalen überall derselbe, ausgedehnt über die ganze Welt, fußend auf der Organisation des Römischen Reiches, das ihm den Weg bereitet hatte. Auf der Grundlage dieser Einheit erhebt sich der große Bau der Christenheit des Mittelalters, einer der Ruhmestitel des menschlichen Geschlechts durch seine Theorien, sein Ideal, sein Streben; — das war in sich selbst und in ihren Erfolgen die katholische Kirche.

Einheit der Christenheit.

Denken Sie einen Augenblick an das von einer solchen Einheit in der Religion, sowie durch solch allgemeine Annahme der christlichen Lebenstheorie hervorgebrachte Schauspiel; selbst wenn man dazu nimmt, daß der Wandel nicht immer in Übereinstimmung war mit der Theorie.

Dies war die Einheit, welche Europa mit Kirchen bedeckte, wie die von Westminster, von York, von Durham, von Lincoln, und die in den Künsten eine Entwicklung zur Folge hatte, wie die Welt sie niemals gesehen. Diese Einheit gab dem ganzen socialen Leben des Menschen, mochte es in der einzelnen Person betrachtet werden oder in Gemein-

den und Staatengebilden, seine systematische Organisation. Sie nahm als Grundlage und als Richtschnur jene göttlichen Wahrheiten, welche das Christentum verkündete und mit denen es die Welt umgeformt hatte. Die Atmosphäre des christlichen Glaubens durchdrang alles; nichts konnte ihr entgehen. Dieses geistige Band einte die einen Menschen mit den anderen, so groß auch ihre Verschiedenheit und ihre Entfernung untereinander war. Gemeinsame Hoffnungen, gemeinsame Ziele, gemeinsame Regeln des praktischen Lebens verknüpften sie Vom Norden konnte man nach dem Süden reisen, vom Osten nach dem Westen; überall wo eine Kirche war, bestand der nämliche Gottesdienst, an dem jeder teilnehmen durfte, dasselbe Bußgericht, um mit Gott zu versöhnen; dieselben Wahrheiten wurden anerkannt und gepredigt; dieselben Gnadenmittel führten zum Heile. Die Menschen besaßen Principien und Normen, um ihre Existenz zu leiten. Es kam ihnen nicht in den Sinn, sich zu fragen, ob es der Mühe wert sei, das Leben durchzuleben. Die Autorität und der göttliche Ursprung der Schrift, die im Evangelium berichteten Thatsachen, die Wahrheiten des Credo, die Bedeutungslosigkeit dieses Lebens im Vergleiche zum anderen und der aus dieser Überzeugung sich ergebende innere Friede, das Gericht, welches jeden erwartet, der Lohn der Gerechten, die Herrlichkeit der Heiligen, die innige Gemeinschaft aller Glieder des mystischen Leibes Christi, der lebendigen und der toten, mit Christo, ihrem Haupte, und durch Ihn untereinander, die Einheit im Gebete und in den guten Werken, wonach das Gebet und die Andacht der einzelnen kraft der göttlichen Alchemie der Liebe allen von Nutzen ist; — dies war das gemeinsame Erbe der einigen Christenheit. Sie brachte jene Einheit in der Gesinnung, jenes Gefühl gegenseitiger Verwandtschaft, Zuversicht und Liebe hervor, welches wir im Verkehr mit denjenigen empfinden, die wir mit uns eins wissen im Besitze desselben Credo, derselben Sakramente, derselben Liebe zu unserem Heilande und Meister Jesus Christus. Dieses Gefühl der Einheit haben wir jetzt nur noch teilweise; damals war es überall, in der Fremde sowohl wie im eigenen Lande; keine Menschenrasse, keine Nationalität zog ihm Schranken. Es bestand eine einzige Kirche und von dieser Kirche, von dieser Einheit (ich spreche vom Occident, den ich besonders in meiner Rede berücksichtige) war Rom das Symbol und der Mittelpunkt. Rom war nicht bloß der einzige apostolische Sitz im Occident, nicht allein Hüter der Gräber der großen Apostel Petrus und Paulus, nicht einzig verherrlicht durch die lange Liste seiner Märtyrer, durch die hohe Stellung seiner Bischöfe, durch seinen anerkannten Primat und die innigen Beziehungen, welche es mit der ganzen Kirche des Occidents verbanden; — Rom war, soweit England in Betracht kommt, die Quelle, aus welcher unsere Vorfahren, die Sachsen, ihr Christentum schöpften. Die Bekehrung unserer Altvordern, der Angelsachsen, ist einem Bischofe von Rom gedankt, einem der erleuchtetsten unter den Päpsten: Der heilige Augustin war der erste Apostel Englands; der heilige Gregor der Große hatte ihn gesendet zu diesen Küsten.

Canterbury und Rom.

Canterbury war die Tochter Roms. Zu Canterbury war die außerhalb der Stadtmauern befindliche Kirche, in welcher die Leiber der Könige von Kent und der Erzbischöfe ruhten, dem heiligen Petrus und dem heiligen Paul geweiht.

Ein anderer Papst, der heilige Vitalian, sandte nach Canterbury den heiligen Theodorus, jenen Erzbischof, dem die durchgeführte Organisation der Kirche Englands geschuldet ist.

Unsere angelsächsischen Vorfahren richteten ihre Blicke auf Rom als auf die Residenz desjenigen Bischofs, der geeignet war, Hilfe und Beistand zu spenden, und dessen Sitz eine von allen Kirchen des Occidents anerkannte Autorität inne hatte. Gedachten sie der alten britischen Kirche, auf welche sie folgten, so erinnerten sie sich bloß, daß die Glieder dieser Kirche ausdrücklich es zurückgewiesen hatten, mit ihren Eroberern in Gemeinschaft zu treten. Sie wußten zudem, was ja heute niemand bezweifelt, daß nämlich, ähnlich der von Gallien und Spanien, die alte britische Kirche selber eine Tochter Roms war. Weit entfernt freilich von diesem Verhältnisse zu Rom war die Centralisation, die sich später in der Kirche des Occidents entwickelte; und die thatsächlichen Beziehungen, welche diese Centralisation geschaffen hat, enthalten ebenfalls nicht alles Jenes notwendig in sich, was neuere, der Römischen Kirche angehörigen Schriftsteller darin sehen wollten. Wir gehen auf diese beiden Punkte nicht weiter ein. Wenn aber auf der anderen Seite, durch die Kontroverse veranlaßt, gewisse Schriftsteller aus den unsrigen der Kirche Englands einen anderen Ursprung haben zuweisen wollen als den in Rom oder wenn sie zu beweisen versuchten, daß England, seit den entferntesten Zeiten bis zum 16. Jahrhunderte, mit Rom nicht durch die engsten Bande einer sichtbaren Einheit und des gemeinsamen Glaubens verbunden war, so sind diejenigen, welche die Geschichte kennen, geneigt, entweder an unserer Ehrlichkeit zu zweifeln oder doch, zum mindesten, an dem objektiven Wert unserer Methoden, Geschichte zu studieren.

Derart also war damals die Einheit der Kirche unseres Herrn und Meisters; und diese Einheit hatte eine Dauer von 1500 Jahren. Während dieser fünfzehn Jahrhunderte konnte man von der Kirche Englands, von der Kirche Frankreichs, von der Kirche Italiens oder Spaniens sprechen; aber jedermann wußte, eine jede dieser Kirchen sei bloß ein Teil des Ganzen. Wie es nur einen Gott giebt, einen Glauben, eine Taufe, eine Eucharistie, so bestand bloß eine Kirche. Alles blickte im Occident auf Rom als den großen Centralsitz, um den die Kirchen der verschiedenen Nationen sich scharten durch das Bekenntnis eines Glaubens, sowie durch die Bande einer einzigen sichtbaren Autorität, welche sie mit dem Mittelpunkte und dadurch untereinander verknüpfte.

Ursachen der Spaltung.

So war diese Einheit. Plötzlich ward sie zerrissen. Man machte den ersten Schritt zu der Zerstörung der ganzen Organisation des westlichen Europas. Niemand ahnte seine Folgen. Niemand wollte ihn bedachterweise als einen endgültigen. Und dennoch trat mit der Gewalt von Thatsachen eine so tiefe Umwälzung ein, daß sie nicht nur die Einheit zerrissen, sondern auch eine große Anzahl von frommen und nach dem Glauben lebenden Menschen gleichgültig gegenüber einem solchen Unglück gemacht hat. Oder sagt man zu viel, wenn man behauptet, die Zerrissenheit scheine seit dem 16. Jahrhundert der normale Zustand der Gläubigen Christi zu sein? Sie fragen, was denn eine solch durchgreifende Änderung hervorgebracht, worin ihr Anlaß besteht, wer dazu getrieben? Die Ursachen dieser Umwälzung nach allen Seiten hin darzulegen, kann nicht die Aufgabe einer Rede sein; es genüge folgendes. Es trat das kaum verhüllte Heidentum der Renaissance auf. Das Papsttum wurde vielmehr durch die Politik, welche seine örtlichen und italienischen Interessen veranlaßten, in Anspruch genommen wie durch das allgemeine Beste der ganzen Kirche. In jener Zeit des Überganges wendete sich zudem der Forschungsgeist neuen Gebieten menschlicher Kenntnis zu. Ein neues Wissen übte seine Wirkungen auf den überlieferten Glauben und auf die scholastische Theologie aus, bevor man Zeit gehabt hatte, den dauerhaften Wert dieses Wissens oder der thatsächlichen Fundamente der Glaubenskenntnis und der scholastischen Theologie zu erproben. Ferner gab es Mißstände in der äußeren Verwaltung, welche die Kirche entstellten und von vornherein die „Reform" als etwas Wünschenswertes erscheinen ließen. Aber vor allem bildete die Trennung der Sittlichkeit von der Religion das vorherrschende wesentliche Merkmal des 15. Jahrhunderts. Der Widerspruch zwischen den Wahrheiten, welche die Lippen bekannten, und dem praktischen Handeln, war damals wie jetzt die fruchtbare Mutter der Spaltung. Religion wollten die Menschen haben, aber keine Moral. Dies ist eine unleugbare Wahrheit für jeden, der die Litteratur und die Geschichte des 15. Jahrhunderts ein wenig kennt. Ein neuerer Mitarbeiter der Quaterly Review hat in einem bewundernswerten Artikel über Erasmus dieses Merkmal der damaligen Zeit mit dem Ausdrucke charakterisiert: „Versteinerung der Moral". Um meinen Gedanken besser auszudrücken, denn dieses Übel ist weder auf eine Zeit noch auf einen Glauben beschränkt, entlehne ich eine Stelle aus dem sehr interessanten „Tagebuche einer Unbekannten", das neulich erst veröffentlicht worden ist und dessen Zeugnis um so größeres Gewicht hat, als die Verfasserin selbst sich vom Unglauben zum Katholizismus bekehrt hat. Nachdem die Schriftstellerin die Notwendigkeit gewohnheitsmäßiger praktischer Andachtsübungen betont hat, welche, wie sie mit Recht sagt, zur Bewährung der Religion selbst im Innern dienen, fährt sie fort: „Wenn aber diese wiederholten Andachtsübungen zum selbständigen Gegenstande des Glaubens werden, anstatt nur nützliche Mahner zu sein, nur äußere Zeichen

des inneren Geistes, so muß ich gestehen, daß sie höchst verderblich sind. Sie verkehren nicht nur das Gewissen, sondern vergiften es. Die Gefahr solcher äußeren religiösen Andachtsübungen und den Mißbrauch, welchen man damit treibt, habe ich in Italien sehen müssen. In ihnen besteht für viele beinahe die ganze Religion. Ein alter Bedienter z. B., der mir immer folgte, wenn ich in die Kirche ging, würde um alles in der Welt willen nicht die tägliche Messe versäumt haben; aber er verfehlte auch nie, die Hälfte dessen, was ich ihm für den Klingelbeutel gab, in die eigene Tasche zu stecken."

Die Spaltung des 16. Jahrhunderts war zum großen Teil eine Folge davon, daß die kirchlichen Autoritäten, wie es im 15. Jahrhunderte den Anschein hatte, bei dieser Trennung der Religion von der Moral sich beruhigten. Abgesehen von aller theologischen Kontroverse, waren die Ablässe, wie man sie damals predigte, thatsächlich das, was der Kardinal Ägidius mit den Worten kennzeichnete: „eine Ermutigung zum Sündigen und eine Gefahr für die Seelen." Wenn die Witwe des Galeazzo Sforza, Bona, den Theologen von Paris einen theologischen casus vorlegen konnte mit dem Inhalte, ob es dem Papste möglich sei, vollkommenen Nachlaß von allen Fegfeuerstrafen einer toten Person zu verleihen, die ohne Reue gestorben sei und alle Verbrechen begangen habe (Simonias fecit scandalosas et notorias, violavit virgines, aliorum uxores accepit, scelera infinita tyrannorum more perpetravit), und wenn die Professoren von Paris darauf mit Ja antworteten; können wir uns dann darüber wundern, daß das religiöse Gewissen Europas sich dagegen empörte und daß das scheinbare Zustimmen zur Scheidung zwischen Religion und Moral von seiten der kirchlichen Autoritäten die Katastrophe herbeiführte und damit die Auflösung der christlichen Einheit im Abendlande!

Die wahrhafte Ursache der Spaltung für England war nicht der principienlose Despotismus Heinrichs VIII. und das Bedürfnis eines Thronerben, welches er mit der ganzen Nation fühlte; sondern die Schwierigkeit, die päpstliche Macht von den Auswüchsen um sie herum zu befreien, welche sie überwucherten, und ebenso die Verblendung und die Ungeschicklichkeit der Römischen Kirche, welche in Deutschland aus einem harmlosen und notwendig gewordenen Reformator, der Luther im Anfange war, einen unnützen und bösartigen Rebellen machte.

Verantwortlichkeit für die Spaltung.

Um die Folgen der Spaltung zu beurteilen und die Ursachen derselben zu würdigen, ist es, wenn wir unparteiisch sein wollen, wesentlich, die Wage im Gleichgewicht zu halten und an beide Parteien den rechten Maßstab anzulegen. Zu diesem Zwecke erinnern wir uns an zwei Dinge.

1. Die im 16. Jahrhunderte gegen die Mißbräuche, sei es in der Lehre sei es in der Moral, gemachten Verwahrungen richteten sich auf ein System, welches seit langer Zeit nicht mehr besteht. Nach dem Konzil von Trient verschwand dieses System nach und nach, still, wie

es sich geformt hatte. Die Einsprüche der Protestanten wandten sich nicht gegen die Dekrete des Tridentinischen Konzils, sondern gegen den diesen vorhergehenden Zustand, dessen Inhalt gegenwärtig schwer wiedergegeben werden kann. Das Konzil von Trient war wesentlich ein reformatorisches Konzil. Es hatte den Zweck, die Zustände in der Kirche zu bessern, und hat dies gethan. Unglücklicherweise kam es zu spät. Dafür war, wie wir ohne Ungerechtigkeit behaupten zu können meinen, das Papsttum verantwortlich. Wenn die Reform in Haupt und Gliedern, die von ganz Europa als notwendig erachtet war, ins Werk gesetzt worden wäre, ehe die Revolution sie den kirchlichen Autoritäten aufzwang; wenn die kirchliche Verwaltung politischen Erwägungen fern geblieben sein würde; wie verschieden wäre die Geschichte der Christenheit des Abendlandes geworden!

2. Man muß ferner festhalten, daß eine Streitigkeit mit dem Römischen Hofe, selbst wenn sie bis zum Abbrechen der organischen Beziehungen zwischen dem Episkopat und dem Papsttume führte, keineswegs eine Verminderung der überlieferten Verehrung gegenüber dem Apostolischen Stuhle zur Folge hatte. Thomas Morus selber konnte sich über die Beziehungen der übrigen Kirche zu Rom in einer Weise ausdrücken, die jetzt den Ohren eines Biographen wie z. B. P. Bridgett fremdartig klingen würde. Was nun für Thomas Morus gilt, das behält auch seine Wahrheit für Gardiner, Tunstall u. a.

Die Abwicklung der Dinge in England.

Diesen Thatsachen muß man gebührend Rechnung tragen, wenn man nach Recht und Billigkeit die Ursachen der Spaltung beurteilen will. Ebenso müssen die politischen Verwicklungen der folgenden Zeitepochen in Betracht gezogen werden, soll anders die weitere Entwicklung der Anglikanischen Kirche verständlich sein.

Wenn irgend ein Souverän, wenn irgend ein Geistlicher die Gunst des Papstes verdienten, so waren es gewiß Maria Tudor und der Kardinal Polus. Wie ironisch gestalten sich indessen manchmal die Umstände. Zur Zeit ihres Todes waren die Beziehungen der Königin und des Kardinals zum heiligen Stuhle derart gespannt, daß der letztere seiner Legatenwürde enthoben wurde und daß die Königin gezwungen war, einer päpstlichen Bulle den Eintritt in ihre Staaten zu verweigern.

Außerdem hatten die Verfolgungen unter der Herrschaft Marias, die dem alten Stande der Dinge dienen sollten und für welche die Königin selbst eine schwere Verantwortung trifft, zweifellos einen großen Einfluß auf den Verlauf der Ereignisse, die unter Elisabeth sich vollzogen. Den besagten Verfolgungen dankte unter der folgenden Regierung der Protestantismus seine Macht; und die Schwierigkeiten in der Lage Elisabeths, welche aus dem Bestreiten ihrer ehelichen Geburt und aus dem Zaudern Philipp' II. entsprangen, gaben der Kirchengeschichte während ihrer Regierung die bekannte Richtung. Wenn Elisabeth von dem Römischen Hofe so behandelt worden wäre, wie Leo XIII. in unseren Tagen der französischen Republik gegenüber handelte, so wäre die

Geschichte der Kirche Englands eine andere geworden. Elisabeth selbst ging, was sogar ein so wenig für sie eingenommener Zeuge wie M. Froude bestätigt, sehr langsam vor, ehe sie jeder Hoffnung auf Versöhnung mit Rom die Thüre schloß. Sie erwartete viel von einer Versammlung auf gemeinschaftlichem Boden, zu welcher alle gemäßigten Männer Europas eingeladen werden sollten. Aber jedenfalls waren Paul IV., Pius V. und Paul V. nicht versöhnlich gestimmt, so daß man ja Urban VIII. das Wort zuschreibt: „Die Päpste, meine Vorgänger, sind schuld an dem Verluste Englands.“ Als jede Hoffnung auf einen Vergleich, für den Augenblick wenigstens, nach der Exkommunikation und Absetzung Elisabeths von seiten des Papstes geschwunden war, nahm die Schwierigkeit, die Spaltung zu beenden, von Jahr zu Jahr zu. Die Kirche Englands schien für immer der puritanischen Partei zu gehören. Die Mehrzahl ihrer Bischofssitze war von Männern eingenommen, die zu ausdrücklich und zu offen der katholischen Lehre und dem katholischen Leben widerstrebten, als daß sie diejenigen ermutigt hätten, welche auf dem alten Geleise zu verbleiben wünschten. Was würden wir heute empfinden, wenn wir unsere Kirchen und den Gottesdienst zu der traurigen Lage von damals zurückgeführt sähen! Und sicher war es nicht dem Frieden förderlich, wenn man jene, welche sich weigerten, die Kirchen zu besuchen, in denen der Gottesdienst beinahe ganz aufgehört hatte oder mit Unehrerbietigkeit gefeiert wurde, dem Verluste des Lebens und der Güter ausgesetzt sah, weil sie Gott gemäß der alten hergebrachten Gewohnheit anbeteten. Sicher gaben dazu politische Verwicklungen den Anlaß und sind für solchen Zustand der Dinge verantwortlich. Nichtsdestoweniger bleibt indessen die Thatsache bestehen und die Folgen davon machen sich noch heute bemerklich. Sind wir nicht insgesamt allzu geneigt zu maßlosen Darstellungen? Von beiden Seiten gehen sie aus. Der Parteistandpunkt diktiert sie. Wie es gerade passend erscheint, springt man mit historischen Ergebnissen um und dient dadurch weder der Wahrheit noch der Ehrlichkeit. Was nützt es, die Schwierigkeiten mit Rücksicht auf Geschichte und Theologie, kurz entschlossen, zu durchhauen!

Das mag ja die Kontroverse zwischen Rom und der Kirche Englands ungeheuer vereinfachen, wenn man auf der einen Seite erklärt, die Kirche Englands habe ihren Ursprung und ihre Weihen in der Schenke „Zum Pferdekopf“, (Nag's Head Tavarn), und auf der anderen, der Papst sei der Antichrist und die Kirche das Babylon der Apokalypse, welches trunken sei vom Blute der Heiligen. Auf beiden Seiten hat man nur zu oft vielmehr das Mittel gesucht, um den Gegner in leichter Manier zum Stillschweigen zu bringen, als daß man geprüft hätte, wie denn die exakte Wahrheit sei, welche Zugeständnisse gemacht werden müßten, worin die Mittel beständen, um den Frieden und die Einheit wieder herzustellen. Sind in meiner Zeichnung die Farben übertrieben? Ich meine nicht. Lesen Sie z. B., was von amtlichen Personen gegen die Kirche geschrieben worden ist, als Pius IX. seinen Angriff, wie man es nannte, auf England machte, d. h. die geistliche Hierarchie wieder aufrichtete. Ich finde diesen Akt nicht für gerechtfertigt; aber nichts konnte die Heftigkeit der Sprache entschuldigen, welche er hervorrief.

Hat es die Wahrscheinlichkeit für sich, daß im Hinblick auf zahlreiche Thatsachen dieser Art, noch mit der frischen Erinnerung an die Strafgesetze, die Glieder der Römischen Gemeinschaft in England von der Anglikanischen Kirche und ihrem Klerus eine günstige Meinung haben können, der sich, mit wenigen Ausnahmen, ihrer Emancipation schroff entgegenstellte? Dieser Widerstand war eine Dummheit, schlimmer als ein Verbrechen; denn wenn man eingehender über die Lage der Anglikanischen Kirche nachdenkt, so sind wohl ihre Glieder und die der Römischen Gemeinschaft dem Anscheine nach getrennt, in Wirklichkeit aber gehören sie zum nämlichen Körper. Und noch gegenwärtig ist es, inmitten all der verschiedenen religiösen Ansichten, gegenüber den Römischen Katholiken — und sie wissen dies wohl — ein offenkundiges Unrecht, daß einzig der Römische Katholik das Amt eines Lord-Kanzlers und eines Lord-Statthalters von Irland nicht bekleiden kann.

Ist es aber andererseits zu verwundern, daß die Glieder der Anglikanischen Kirche dazu kommen, gegenüber ihren Römischen Brüdern ungerecht zu sein, wenn diese eine Haltung beobachten, die einen Geschichtschreiber wie den Dr. Lingard, der doch selbst Römischer Katholik ist, gezwungen hat, zu sagen: „Der einzige Grund, fürchte ich, weshalb man die Gültigkeit der Konsekration Barlow' leugnet, ist, daß Barlow den Parker geweiht hat?"

Die Anglikanische Kirche und die Dissidenten.

Was von England und Rom gilt, das kann in aller Wahrheit auch auf die Kirche Englands und die Dissidenten angewandt werden, wenn man in etwa den veränderten Verhältnissen Rechnung trägt. Wer ist schuld, daß die Dissidenten in England so zahlreich sind? Ohne Zweifel zum großen Teil der Anglikanische Klerus, dessen Leben nicht den großen Pflichten seiner Stellung angemessen war. Zu viel Weltsinn, zu wenig Empfindung für wirklich geistiges Leben. Eine große Zahl von den Mitgliedern des Anglikanischen Klerus hat zu wenig Neigung zum Übernatürlichen gezeigt, als daß die Existenz und die Entwicklung des protestantischen Non-Konformismus (Non-Conformity), in uns Staunen verursacht hätte. Man hat den Anspruch erhoben, die Lehren der Urkirche und die praktischen Übungen der damaligen Christen nachzuahmen. Und worin bestand das Resultat? Man hat die Lehre und das Leben der Urkirche verdunkelt; gerade das Gegenteil ist eingetreten. Die Kirche Englands war oft genug zu ohnmächtig, um ihre eigenen Kinder bei sich festzuhalten.

Wir könnten alle möglichen Entschuldigungen beibringen. Indessen die einfache Thatsache des Überwiegens der Dissidenten und der Menge von Sekten, welche soviel Einfluß haben auf unsere Mitbürger, ist, an sich allein, eine Verurteilung des Vergangenen, eine Warnung für die Zukunft.

Ich denke an diese Zukunft und bitte Sie, mit mir zu überlegen, welche Pflichten uns obliegen mit Rücksicht auf die große Frage der Einigung: 1) gegenüber den Non-Konformisten Englands; 2) gegenüber

der Staatskirche Schottlands; 3) gegenüber der Römischen Gemeinschaft und dem heiligen Stuhle.

Betreffs der Non-Konformisten oder Dissidenten Englands frage ich: Ist, wenn wir selbst zum großen Teile für ihre Trennung die Verantwortung haben, die Hoffnung möglich, dieselben zurückzuführen, ohne das freimütige und vollständige Eingestehen unserer Fehler, ohne das aufrichtigste Bekenntnis der Schuld, die wir an ihrer Entfernung von der Kirche tragen, ohne hochherzige Anerkennung dessen, was sie für Christus gethan, ohne lebhafte Teilnahme an ihren Schwierigkeiten?

Auf der Notwendigkeit der kirchlichen Sakramente bestehen und zugleich unterlassen, es dem Geiste der Menschen einzuprägen, daß die Sakramente Kanäle der Gnade sind, Mittel des lebendigen Verkehrs zwischen uns und Christo, heißt ebensoviel wie dazu anleiten, daß man sie aus dem Grunde verwirft, sie gehörten, so aufgefaßt, vielmehr dem Gesetze des A. B. an wie dem Evangelium. Zulassen, daß die Menschen über die Beziehungen zwischen der Menschwerdung des Herrn und den Sakramenten in Unkenntnis bleiben, heißt, sich bei einem verstümmelten Christentum beruhigen. Können wir denn ehrlicherweise erklären, daß die so oft von Paulus betonte Lehre vom „Christus in uns, der Hoffnung unserer Herrlichkeit", mit ihren Beziehungen zu dem System der sakramentalen Welt, immer in verständlicher Weise ist vorgelegt worden? War der Charakter des gewöhnlichen Gottesdienstes in der Kirche immer geeignet, die Bedürfnisse eines nach Gott dürstenden Herzens zu befriedigen? Ich gehe nicht weiter. Aber wenn der Mangel an derartiger Belehrung die Existenz der Dissidenten erklärt, so zeigt derselbe auch klar die Mittel an, durch die man sie zurückführen kann. Leugnen wir nicht, daß auch sie gut gearbeitet haben. Verlangen wir von ihnen nicht, daß sie auf einen einzigen Punkt ihres Glaubens verzichten; bitten wir sie nur, noch etwas hinzuzufügen. Wir wollen ihnen sagen, und die ganze Bibel ist voll von diesen Wahrheiten: Es giebt eine Kirche mit einer von Gott kommenden Organisation; es giebt lebensvolle Sakramente, Kanäle der Gnade, Berührungspunkte zwischen Gott und uns, welche der göttliche Wille aufgestellt hat. Glaubet uns nur, wir beschwören euch, Gott behält euch noch größere Gaben vor, als ihr selber ahnen könnt. Jesus Christus in uns, Jesus Christus, der sich uns im Sakramente seiner Liebe mitteilt, ist der Urheber und die Stütze eueres übernatürlichen Lebens, die Quelle euerer wahrsten Freude. Ohne Zweifel ist die Gnade nicht an die Sakramente gebunden; dies ist eine große Wahrheit. Aber trotz allem sind die Sakramente eingesetzt, als Mittel der Gemeinschaft zwischen Gott und uns. Gewiß, ihr könnt sie empfangen ohne Glauben; aber in diesem Falle nützen sie nichts, vielmehr sind sie im Gegenteil schädlich. Kommet dagegen, um sie im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe zu empfangen; und sie werden in euch derartige Wunder der Gnade wirken, daß, obgleich ihr im Augenblicke euch nichts davon bewußt werdet, obgleich ihr euch selbst keine Rechenschaft davon geben könnt, was ihr seid und wozu ihr durch die Gegenwart Gottes in euch werdet, trotzdem der Tag kommen wird, da euere Hoffnung über euere Sehnsucht hinaus

wird erfüllt sein; denn ihr werdet erwachen, geformt nach seinem Ebenbilde und ihr werdet gesättigt werden von seiner Herrlichkeit.

Unter dem Gesichtspunkte der Religion giebt es für die Trennung der Kirche und der großen Masse der Dissidenten keinerlei wirklichen Grund, der nicht mit gutem Willen auf beiden Seiten und mit dem aufrichtigen Verlangen nach Frieden ohne Schwierigkeit entfernt werden könnte. Beten wir für eine solche Lösung der Frage, arbeiten wir zu diesem Zwecke, sparen wir, wenigstens auf unserer Seite, keine Mühe, damit die Einigung vollendete Thatsache werde. Um die Dissidenten zur Kirche zurückzuführen, darf man in keiner Weise etwas von der Wahrheit sich abhandeln lassen, man darf sie nicht verkleinern. Vielmehr muß man die ganze und volle Wahrheit darlegen über die Verfassung der Kirche und über die Gnaden, die zu ihrer Verfügung stehen.

Die Staatskirche Schottlands.

Ich komme zur Kirche Schottlands. Die Gründe, welche die Hoffnung beleben, sind, wie ich glaube, so ziemlich allgemein unbekannt. Indessen darf man, nach meiner Meinung, damit rechnen, daß man bald den Tag wird anbrechen sehen, welcher die Möglichkeit der Einigung zeigt. Jemand, der den Zustand dieser Kirche genau kennt, schreibt: Man nimmt gemeinhin an, daß bei der presbyterianischen Religion die Formen des Kultes die schwache Seite bilden. Der Dr. Lee und zahlreiche Männer, die das Beste wollen, haben deshalb mit so hohem Ernst und so großem Erfolge hier die bessernde Hand anzulegen gesucht. Die Entwicklung des religiösen Liberalismus, das Streben, aus der Religion ein einfaches Anhängsel der Moral zu machen, hatte zur Folge, daß viele sich mit großem Eifer auf die theologische Geschichte der katholischen Glaubensbekenntnisse geworfen haben. In ihrem eigenen Unterricht und in ihren eigenen Ansichten haben sie die am meisten katholischen Elemente der Konfession von Westminster — zumal deren erhabene Lehre von den Sakramenten — auf den Leuchter gestellt und aus der allgemeinen Gleichgültigkeit herausgerissen, in die sie geraten waren. Wohl hielten sie aufrichtig an dem Princip fest, das mit so großer Kraft sich des schottischen Empfindens bemächtigt hat, nämlich an der Annahme der Religion durch das Volk; aber sie betonten die Thatsache, daß das wirkliche Fundament, auf dem eine Kirche sich erhebt, weder der Presbyterianismus noch die Staatskirche (Establishment) sei, sondern ein aufrichtiger Glaube im einzelnen Menschen, die treue Verwaltung der Sakramente, rechtmäßige Weihe der Diener im Heiligtume. Wir können nicht daran zweifeln; solche Wünsche kommen vom Geiste Gottes. Sie enthalten die Möglichkeit einer Einigung und drücken die Principien aus, auf Grund deren eine wahre und dauerhafte Einheit aller Christen zustande kommen kann.

Die Thatsache einer Organisation, wie die der Scottish Church Society, spricht für und aus sich selber; ebenso die durch den Dr. Milligan so trefflich vertretene theologische Schule, dessen Tod ein für uns unersetzlicher Verlust ist. Der Vergleich ist ohne Zweifel unvollkommen.

Aber man kann diese Bewegung in Schottland nicht sehen, ohne sich an die ersten Tage der Oxforder Bewegung zu erinnern. Ein Mann oder eine Partei, die einmal katholisches Empfinden zeigt, muß sich nach der katholischen Einheit sehnen. Wie es sich auch immer damit verhalte, wir begünstigen mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die Bewegung der Presbyterianer der Staatskirche zur Einigung hin.

Wir stehen, wie Sie es wohl begreifen, vor Schwierigkeiten, die wir nicht beiseite lassen dürfen, mögen sie der Geschichte angehören oder in thatsächlichen Verhältnissen begründet sein. Auf der anderen Seite aber mag man sich erinnern, daß im 16. Jahrhundert die schottische Kirche unheilbarem Verderben überantwortet war, wie jedermann weiß; daß das schottische Volk niemals oder zu spät das Glück hatte, zu einer Kirche zu gehören, die reformiert und doch in irgend einer annehmbaren Form katholisch war. Wenn man nun an das große Werk denkt, welches der Geist Gottes in der dort staatlich anerkannten Kirche (established Church) vollbracht hat, an die standhafte und männliche Frömmigkeit ihrer Glieder, an das tiefe Gefühl nationaler Verantwortlichkeit, welches da lebt, an die Treue, mit welcher sie die Grundwahrheiten des christlichen Glaubens beharrlich festhält und verkündet; wenn man an all dies denkt, ist es da nicht unsere Pflicht, dieser Kirche alle Sympathie zu bezeigen, deren wir fähig sind? Wir haben nicht den Auftrag, lange Jahre treuer und aufrichtiger Hingebung von seiten des Priestertums im Dienste unseres Herrn zu tadeln, weil die Weihen ungültig waren. Wir haben nicht notwendig, die Gründe solcher Ungültigkeit für die vergangene Zeit hervorzuheben und näher zu bestimmen. Vielmehr sind wir für ein Übereinkommen, welches keine Furcht für die Zukunft zuläßt. Wo der aufrichtige Glaube an die Notwendigkeit einer göttlichen Sendung sich findet, ein tiefes, im Ritus des Auflegens der Hände ausgedrücktes Gefühl für den geheiligten Charakter der priesterlichen Verrichtungen, eine gerade Absicht; haben wir da nicht Grund, um zu vertrauen, daß Gott viele Weisen haben kann, um den Mangel der Weihen zu ersetzen? Wir dürfen in diesem Punkte weder die Vermessenheit haben, uns zu viel auf dieses Vertrauen zu stützen, noch die Furcht, es auszusprechen. Wir können nicht erwarten, daß die Presbyterianer nicht so viel als möglich Wert legen auf die Pfänder des göttlichen Schutzes, deren sie sich erfreuen. Wir dürfen sie aber um ihres eigenen Princips willen, nämlich auf Grund des Glaubens an ein von Gott übertragenes Priestertum, bitten, daß sie ihre Weihen auf die allgemeine Praxis der katholischen Kirche Christi zurückführen. Dann werden sie regelrecht und gültig sein.

Die Möglichkeit, auf diesem Wege zur praktischen Anwendung des Gesagten zu gelangen, ist so augenscheinlich, daß ich nicht unterlassen will, eine wichtige Stelle aus der Broschüre, die den Titel trägt: „Die zukünftige Einheit der Christenheit“ anzuführen. Dieselbe ist im Jahre 1857 von einem Mitgliede der Römischen Gemeinschaft, M. Ambrose de Lisle, veröffentlicht worden. Obgleich die Stelle sich direkt auf die Lehre bezieht, findet sie doch auch auf unseren Gegenstand Anwendung. „Wenn man an die Vereinigung denkt, so muß man die Haupt-

sache nicht in der Prüfung dessen finden, was die voneinander getrennten Gemeinschaften in der Vergangenheit gelehrt haben; sondern man muß sehen, ob man für die Zukunft zu einer einheitlichen Lehre gelangen kann.“ Hielte man es also, nach sorgfältigem Forschen, mit der Gnade Gottes für möglich, eine beiden Teilen zusagende Formel zu unterschreiben, so erschiene es völlig gleichgültig, wie groß oder wie klein die Entfernung von dem Inhalte dieser Formel vorher gewesen ist. Ich finde in den „Regeln für die kirchliche Einigung aller Christen“ (regulae circa Christianorum omnium Ecclesiasticam Reunionem, A. D. 1691; oeuvres de Bossuet, vol. 7, p. 335), welche die gelehrtesten Theologen des Deutschen Reiches im Jahre 1691 ausgearbeitet haben und die kraft der Autorität des Kaisers Leopold veröffentlicht worden sind, folgende sehr bemerkenswerte Sätze, die als Fundament des Vorgehens dienen sollen und die aus meinem oben ausgesprochenen Princip folgen. In der 3. Regel heißt es: „Es wird jedoch nicht erfordert, oder vielmehr es ist gar nicht zukömmlich und es ist vielmehr nicht erlaubt, der anderen Partei alle Wahrheiten offen vorzulegen und von ihr zu verlangen, daß sie alle ihre Irrtümer ausdrücklich und im einzelnen ablege. Wenn man bei der jetzigen Lage der Dinge dies von den Dienern der Kirche einer Partei verlangen würde, so risse man die ganze Wurzel der Wiederaussöhnung heraus; denn man würde dadurch das Vertrauen, welches das Volk auf sie setzt, mindern.“ Und weiter: „Als die lateinische und die griechische Kirche in den Konzilien von Lyon und Florenz sich vereinigten, geschah es nie, daß die Bischöfe der einen Partei ihre Irrtümer betreffs des Glaubens ausdrücklich und öffentlich bekannten. Vielmehr besprachen sie sich, welcher Sinn auf beiden Seiten als annehmbar befunden würde, und solche Besprechung war bei den Weisen dasselbe, wie ein gewisser Widerruf in anständiger Form.“ Nach diesen von sehr gewichtigen Autoren formulierten, unter einer hohen Autorität und, wie es scheint, im Einverständnisse mit dem Apostolischen Stuhle veröffentlichten Regeln, ist es evident, daß bei der Rückkehr zu einem gemeinsamen Glauben die katholische Kirche die Wahrheiten des rechten Glaubens, die sich bei den getrennten Gemeinschaften finden, freudig anerkennt und das endgültig angenommene Glaubensbekenntnis als die beste Verzichtleistung auf die früheren Irrtümer betrachtet.

Was wir mit Rücksicht auf unsere Beziehungen zur Kirche Schottlands eben gesagt haben, gilt natürlich ebenso betreffs der Beziehungen zu anderen Kirchen. Ich füge bloß noch für Schottland hinzu, daß dieser Gegenstand in sehr belehrender Weise in einer Arbeit über die Zukunft der Kirche Schottlands von R. Cosmo Gordon Lang behandelt worden ist. Ich habe dieser Schrift viel entlehnt. Sie verdient die Aufmerksamkeit aller derjenigen, die sich für unsere Aufgabe interessieren. Vielleicht ist es nicht unnütz, auf die Ratschlüsse der göttlichen Vorsehung hinzuweisen, die in diesem Augenblicke den Angriff zuläßt, sowohl gegen das Eigentum der Staatskirche in Schottland wie gegen das der Kirche in Wales. Der gemeinsame Kampf, den wir gegen den Diebstahl und den Gottesraub in beiden Ländern zusammen führen,

giebt mir die, wie es scheint, gerechtfertigte Hoffnung, daß die Einigung zwischen uns auch in Fragen von größerer Wichtigkeit sich ermöglichen lassen wird.

Beziehungen zu Rom.

Ich wende mich zu den Beziehungen der Kirche Englands zu Rom. Die Schönheit des Schauspiels, welches die wieder geeinigte Kirche des Abendlandes bieten, das Verschwinden aller Spaltungen, der Friede, der unter allen ihren Gliedern von neuem herrschen würde, müssen in allen die Sehnsucht erwecken nach dem Tage, da die Kirche Englands, unsere von uns so geliebte Kirche, von neuem durch die Bande sichtbarer Gemeinschaft mit dem Heiligen Stuhle und mit allen Kirchen des Occidents vereinigt sein wird. Was würden wir nicht dafür geben, wenn wir unsere Beichte und unsere Kommunion so gut in fremdem Lande machen könnten als im eigenen! Wer in der That kann gleichgültig sein gegen das Gefühl, daß er in allen nach außen hin hervortretenden Beziehungen von denen getrennt ist, mit welchen wir in allen wesentlichen Teilen des Glaubens und der christlichen Gesinnung eins sind? Und warum sollten wir nicht den Tag einer solch glücklichen Wiederaussöhnung erleben? Niemals war es die Absicht der Kirche Englands, sich von den übrigen Teilen der katholischen Kirche zu trennen; und nichts kann den Wunsch begründen, in ihrer Vereinzelung zu bleiben und das Wiederaufnehmen der alten Beziehungen zu Rom unmöglich zu machen. Die Kirche Englands betrachtet sich als einen Teil der sichtbaren Kirche, vielmehr fremd geworden der katholischen Christenheit als getrennt von ihr. Die Anglikanische Kirche anerkennt ausdrücklich in ihren Artikeln „die Autorität der allgemeinen Kirche in den Kontroversen, die den Glauben betreffen, und in der Feststellung der Riten und Ceremonien". In ihren canones hat sie ihrem Klerus die wahrhaften Schlüssel für das Verständnis und die Erläuterung ihrer Artikel gegeben. Sie hat angeordnet, dieselben einzig gemäß den katholischen Vätern und den Lehrern der ungeteilten Kirche aufzufassen und zu erklären. Manche ihrer Bischöfe und ihrer ausgezeichnetsten Theologen haben, in ununterbrochener Reihe seit der Spaltung des 16. Jahrhunderts, ihr sehnlichstes Verlangen nach der Wiederherstellung der Einheit ausgesprochen und gearbeitet, um zu diesem glücklichen Ergebnisse zu gelangen. Der Wunsch, mit der übrigen Christenheit geeint zu sein, bildet, man kann dies wohl sagen, den vorwaltenden Charakter der Schriften von Männern, wie die Bischöfe Andrews, Montagü, Laud, Bramhall, Hammond, Thorndyke ꝛc. Der Bischof Hammond betrachtet „die Einheit als die vorzüglichste Gabe Gottes, als die Gnade über alle Gnaden, als die Pflicht über alle Pflichten, als die Fülle himmlischer Freude". Der Erzbischof Bramhall schreibt: „Möchte es mir vergönnt sein, die Einheit der Christenheit zu schauen, und mein Herz wird nicht aufhören, Gott zu danken, dem Vater unseres Herrn Jesu Christi." Jakob I. anerkannte in einer 1603 gehaltenen Rede den Papst als Patriarchen der abendländischen Kirche und die Kirche

von Rom als unsere Mutterkirche: „Der Papst ist der erste unter den Bischöfen, der Fürst der Bischöfe, ebenso wie der heilige Petrus der erste unter den Aposteln, der Apostelfürst war.“ Karl I. hätte, nach seinen eigenen Worten, es vorgezogen, eine seiner Hände zu verlieren, als eine Spaltung zu veranlassen, wie die im 16. Jahrhundert.

Verhandlungen über die Wiederherstellung der Einheit im 17. und 18. Jahrhunderte.

Zur nämlichen Zeit war das Verhalten auf seiten Roms ein nicht weniger freundliches. Urban VIII. sandte im Jahre 1632 einen englischen Benediktiner nach England, den Pater Leander, und im Jahre 1634 den Pater Panzani, einen Oratorianer aus Arezzo, mit dem Auftrage, über den Zustand der Kirche in England Bericht zu erstatten. Der Bericht Leanders war sehr günstig. Nach ihm war die Einigung möglich, wenn die in Frage gestellten Punkte in einer Versammlung von Männern besprochen würden, die, maßvollen Sinnes, weder die Absicht noch den Wunsch hätten zu siegen, wohl aber ein aufrichtiges Verlangen nach der Einigung besäßen. Panzani, der an die Stelle Leanders trat und später Bischof von Milet wurde, gab im gleichen Sinne Zeugnis. Er fügte hinzu, es bestände sowohl unter den römisch-katholischen Laien, wie z. B. beim Grafen Arundel, als auch unter den anglikanischen Bischöfen und Geistlichen ein lebhaftes Verlangen nach Einigung. In seinem letzten Briefe an den Kardinal Barberini, der sich über denselben Gegenstand mit Lebhaftigkeit ausgedrückt hatte, sagte er, für seinen Teil sei er es zufrieden, die schwere Arbeit bei dieser Einigungsangelegenheit auf sich zu nehmen, wenn er auch dabei grau würde. Sonderbar und recht bemerkenswert: Die Haltung eines Teiles des englisch-römischen Klerus und der Puritaner bilden in den Augen Panzanis und der Anglikanischen Bischöfe, auch in jener Zeit, das größte Hindernis für die Einigung. „Wenn diese nicht wären,“ so heißt es auf beiden Seiten, „würde man allen Grund haben, zu hoffen, daß die Einigung leicht zustande kommt.“

Die Wirrnisse der Revolution und der Republik, die Herrschaft Jakobs II., dessen Absetzung und Vertreibung dem damaligen Papste keine große Trauer verursachte, sowie die inneren Schwierigkeiten der Anglikanischen Gemeinschaft nach der Revolution veranlaßten die zeitweilige Unterbrechung aller Einigungsversuche. Später, im Jahre 1717, wurden sie wieder aufgenommen von Wake, Erzbischof von Canterbury, und den Professoren der Sorbonne unter der thätigen Beihilfe des Kardinals Noailles, Erzbischofs von Paris.

Nach den Berichterstattern beider Parteien waren die beiden Kirchen nicht derart voneinander entfernt, daß jede Hoffnung auf Erfolg ausgeschlossen gewesen wäre. Die Unterschiede in der Lehre waren nicht zahlreich und konnten leicht beglichen werden. „Die unter uns streitigen Punkte,“ schreibt du Pin an den Erzbischof Wake, „können leicht geregelt werden, wenn nur auf beiden Seiten Männer von reinster Absicht gehört werden, wenn man es vermeidet, Befehle zu erteilen, wenn

nicht der Parteigeist, sondern die Liebe zur Wahrheit an der Spitze steht.“ „Die ganze Stadt (Paris),“ so schreibt im Jahre 1719 de Beauvoir, ein anderer Berichterstatter Wake’s, „ist davon voll, daß die Einigung zustande kommen werde; viele Personen sehnen sich danach.“ Die Verhandlungen dauerten noch einige Zeit. Sie wurden endgültig abgebrochen durch den Kardinal Dubois, der dem Vornehmen wenig freundlich gegenüberstand.

Ähnliche Verhandlungen, auf welche wir nur einen Blick werfen können, waren mit Zustimmung Papst Innocenz’ XI., zuerst in Deutschland geführt worden und zwar durch Royas de Spinola. Dieser, Kardinal und Bischof von Neustadt bei Wien geworden, hatte das Erzbistum von Mecheln ausgeschlagen, um sich dem Werke der Wiedervereinigung zu widmen. Er hatte alle Vollmacht von Papst und Kaiser. Einige Zeit hindurch nährte er die Hoffnung auf sicheren Erfolg. Schließlich sah er klar, daß das Auseinandergehen der beiderseitigen Richtungen vielmehr vom Mangel an Liebe und Geduld kam, wie von einem wesentlichen Unterschiede. In fünfundzwanzig Sätzen legte er die Meinungen der deutschen Protestanten vor. Sie wurden „nach eingehenden Beratungen“ vom Papste und den Kardinälen gebilligt. Trotzdem zerschlugen sich die Verhandlungen, „mehr durch den Einfluß der Fürsten, wie durch den der Priester,“ wie später Doyle, der Römische Bischof von Kildare und von Leighlin in Irland, sagte. Das Interesse Ludwig’ XIV. war entgegen der Einigung Deutschlands in ein und demselben Glauben. Ebenso wie zur Zeit der Korrespondenz zwischen Leibnitz und Bossuet waren Nebensachen schuld, daß nichts erreicht wurde. Leibnitz war, wie bekannt, bereit gewesen, seitens seiner Glaubensgenossen, dem Stuhle zu Rom einen Ehrenprimat und die Leitung der Gesamtkirche zuzugestehen. Darin leitete ihn das nämliche Princip, welches anfänglich von Melanchton, dem Freunde Luthers, anerkannt worden: nämlich die Bewahrung der Glaubenseinheit in den verschiedenen Nationen. Diese Idee traf bei den Engländern auf keine Gegner. Wir zu allererst dürfen die Schwierigkeit nicht verkennen, eine alle Nationen umfassende Gemeinschaft, die so weit ist wie die Welt, ohne ein gemeinsames Oberhaupt aufrechtzuerhalten. Die Anglikanische Gemeinschaft findet ein ganz natürliches Patriarchat in Canterbury, wie niemand leugnet. Warum sollte nicht eine Christenheit, die alle Menschenrassen, alle Sprachen und Völker umfaßt, im Stuhle zu Rom den eben so natürlichen, wie der Überlieferung entsprechenden Sitz für ihren Primat sehen? Um einen Augenblick auf Leibnitz und Bossuet zurückzukommen, so erinnert sich das Herz mit Freuden der letzten Worte, die Leibnitz sprach, als alle Hoffnung geschwunden war: „Die Einigung kommt eines Tages, denn so ist der Wille Gottes.“ Und Bossuet schrieb in einem Briefe vom 13. August 1671: „Dies kann einmal geschehen, wenn nicht jetzt, so doch später.“ Was unser Land betrifft, so war die letzte Hälfte des verflossenen Jahrhunderts mit ihren äußeren und inneren Stürmen wenig passend, um neue Versuche zu unternehmen. Man fing damit erst wieder an, als die Frage der Emancipation der römischen Katholiken auftauchte.

Versuche zur Wiederherstellung der Einheit zur Zeit der Katholiken-emancipation.

In einem Briefe vom Jahre 1824, welchen Doyle, der katholische Bischof von Kildare und von Leighlin, an den Vater des jetzigen Lord Ripon schrieb, setzte er zuerst die politische Lage Irlands auseinander und betonte dann, daß die Einigung der Kirchen eine vollständige und sogleich eintretende Änderung in den inneren Streitigkeiten dieses Landes hervorbringen würde. „Diese Einigung ist nicht so schwer, wie viele glauben mögen," sagte er; „denn die Besprechung mit dem Erzbischof Wake ergab, daß die Punkte, in denen man übereinstimmte, zahlreich waren, jene aber, bei denen die Parteien Bedenken hatten, in geringer Zahl und anscheinend von wenig Wichtigkeit." „Die damalige Anstrengung," fügt der Bischof hinzu, „war sicher nicht von Erfolg gekrönt; aber dafür bleibt die Staatspolitik verantwortlich, nicht die Unterschiede in der Lehre. Wesentliche Übereinstimmung herrscht in den Hauptpunkten. Verschiedenheit in den Ansichten kommt von gewissen Formen der Terminologie, welche aber zufriedenstellende Erklärungen zulassen. Sie kommt ebenso von der Unwissenheit und von Mißverständnissen, die leicht zu berichtigen sind. Der Hochmut und ein falsches Ehrgefühl scheiden zwischen uns nach vielen Seiten hin; nicht die Liebe zur Demut, zu Gott und zur christlichen Wahrheit thun dies." Der Bischof führt sodann die Worte von Shute Barrington, Bischof von Durham, an. Dieser letztere sagt, nachdem er in einem Hirtenschreiben die Möglichkeit der Einigung betont hatte: „Könnte ich doch so lange leben, um wenigstens die Grundlinien dieser Einigung zu sehen. Meine letzten Stunden würden lichtvolle sein und ich könnte sterben mit den Worten des greisen Simeon: „Nun läßt du, o Herr, deinen Herrn in Frieden fahren." Wären solche Worte später gefallen, als bereits die Bewegung von Oxford begonnen hatte, so würden sie jedenfalls eine tiefere Wirkung hervorgebracht haben. Indessen war auch so schon der Eindruck, den sie hinterließen, ein nachhaltiger. M. Newenham, Geistlicher in Gloucestershire, nahm die Frage auf. Er bat den Bischof Doyle und einen der englischen apostolischen Vikare, sie möchten zehn Theologen in der Absicht bezeichnen, daß sie sich mit zehn Mitgliedern des Anglikanischen Klerus bespräche, welche der Anglikanische Bischof von Limerick, Jebb, und der von Lichfield, Ryder, auswählen würde. Der Bericht über eine Versammlung Römischer Katholiken und Anglikaner beim Bischof Doyle, die diese Frage erörtern sollte, ist voll von Interesse. Nach den Worten des Bischofs wäre die Schwierigkeit nicht groß, um die Lehrentscheidungen des Konzils von Trient mit den Anglikanischen Artikeln in Übereinstimmung zu bringen. Der Erzbischof Murray, römisch-katholischer Erzbischof von Dublin, trug kein Bedenken, später in einem Schreiben zu sagen: „Wenn die Glieder der Kirche Englands den Principien treu wären, die in ihrem Prayer-Book sich finden, würden die Lehrunterschiede, welche auf den ersten Anschein einem groß vorkommen, aber es nicht sind, bald schwinden." In einem, leider nicht mehr im

Buchhandel zu habenden Briefe des Kardinals Wiseman an Lord Shrewsbury findet man ähnliche Ansichten ausgesprochen.

Neuere Versuche.

Der Kardinal sagte: „Man muß vor allem so viel wie möglich Aufklärungen geben.“ Auf anglikanischer Seite darf man nur an die Namen Forbes, Bischof von Brechin, und Hamilton, Bischof von Salisbury, denken. In einem hochberühmten Hirtenbriefe drückte letzterer seine Sehnsucht nach der Einigung aus und schloß mit Rücksicht auf den Papst folgendermaßen: Non ille cedet nobis, sed nos una cum illo cedemus Deo: er wird uns nicht nachgeben; geben wir vielmehr, zusammen mit ihm, Gott nach. Der Bischof Gray, Metropolitan von Capetown, erklärte, er sei zu allen Opfern bereit, ausgenommen das der Wahrheit, um die Einigung herbeizuführen. Nennen wir am Schlusse den Dr. Pusey; er ist wohl der letzte, aber deshalb nicht minder angesehen wie die anderen. Mr. Ambrose de Lisle, römisch-katholischer Laie, der nämliche, welcher, nach dem Ausdrucke des verstorbenen Geistlichen H. N. Oxenham, seines und meines Freundes, während seines ganzen Lebens seine Hingebung, seine Talente, seine Kraft und seine Gebete dem Werke der Einigung der Kirchen in einem einzigen Glauben und in einem einzigen Schafstalle widmete, Ambrose de Lisle, sage ich, trug kein Bedenken, auszusprechen, „es sei jedem Katholiken unmöglich, zu lesen, was Dr. Pusey geschrieben, ohne die Überzeugung zu gewinnen, daß die Kirche Englands die großen wesentlichen Wahrheiten der katholischen Lehre, sei es ausdrücklich sei es dem Sinne nach, in sich enthält.“ „Und wenn jemals,“ fügt er hinzu, „dank der göttlichen Vorsehung, die Spaltungen, welche jetzt die Kirche Christi zerreißen, aufhören, so wird dieses glückliche Ergebnis, mehr als irgend einem anderen Menschen, den Mühen und den Verdiensten des Dr. Pusey geschuldet sein.“ Mit Vergnügen rufen wir diese Namen ins Gedächtnis. Denn wir danken zum großen Teil M. Ambrose de Lisle und M. Oxenham die Gesellschaft, welche zum Zwecke hat, die Einigung der Christenheit zu befördern. Diese Gesellschaft hat viel dazu beigetragen, die Idee der Einigung im Geiste der englischen Geistlichen wach zu halten.

Der Verein zur Beförderung der Einheit unter den Christen.

Dieser Vereinigung schulden wir großes Lob: In günstigen und in widrigen Zeiten, in den Tagen des Erfolges und in den Tagen der Niedergeschlagenheit hat sie nie verfehlt, laut zu erklären, daß die Einigung der Christenheit der einzig angemessene Zielpunkt der Bewegung von Oxford, wie auch eines jeden gesunden Strebens der Kirche sei. Gott sei Dank, wir haben Anzeichen für die Verwirklichung dieser Idee. Ich führe als Beweis die Konferenz an, die im Jahre 1854 in Berlin gehalten worden ist. Die päpstliche Presse hat über dieselbe berichtet. Die Mitglieder gehörten der griechischen und der lateinischen Kirche sowie den protestantischen Bekenntnissen an. Nach ernster, eingehender

Prüfung der Frage kam man übereinstimmend zum Schlusse, daß das Unternehmen, die Christenheit zu einigen, ausführbar sei. Ich beziehe mich ferner auf die Konferenz in Bonn, 1874—1875, welche denselben Zweck verfolgte; es ist nicht notwendig, weiter darauf einzugehen. Auf allen Seiten, das sieht man, sind die Menschen ihrer religiösen Zwistigkeiten müde. Sie sehnen sich nach der Einheit im Glauben, die eben so wesentlich ist für die Wohlfahrt der bürgerlichen Gesellschaft, wie auch für die Aufrechthaltung des Glaubens selbst und für das segensreiche Fortbestehen der Kirche. Ist nicht die „evangelische Allianz" selber nur ein Zeugnis für solche Sehnsucht?

Die Konferenzen zu Luzern wiederholen genau das Gleiche. Sie sprachen insgesamt von der Einigung und vom Frieden der Kirche. Ähnlich bezeugen die großen Versammlungen aller Bischöfe der Anglikanischen Kirche zu Canterbury den Wunsch, die Wohlthat einer geeinten Wirksamkeit auszunutzen, und das Bedürfnis eines Mittelpunktes kirchlicher Einheit, der sich über die Grenzen einer jeden einzelnen Nationalität erhebt.

Das Vatikanische Konzil.

Ich weiß, man wird mir eine Entgegnung machen. Man wird sagen: Sie haben über viele Dinge gesprochen; aber das Wichtigste mit Rücksicht auf den Versuch, die Einheit wiederherzustellen, haben Sie beiseite gelassen. Sie haben nichts gesagt vom Vatikanischen Konzil und von seinem Einflusse auf unser Verlangen nach Einigung. Es kommt mir nicht zu, das Gegenteil wäre Vermessenheit meinerseits, zu zeigen, wie die theologischen Schwierigkeiten zu überwinden seien. Noch viele andere Fragen, abgesehen von den Dekreten des Vatikanischen Konzils, müssen studiert und erörtert werden, ehe die Wiederherstellung des Friedens als gesichert bezeichnet werden kann. Manches bedarf der Erläuterung, damit Mißverständnisse auf beiden Seiten vermieden werden. Selbst betreffs des Vatikanischen Konzils erscheint es mir gar nicht unmöglich, daß Fehlgriffe vorliegen. Die Dekrete sind ja unanfechtbar; aber ihre Tragweite und ihre Folgen können übertrieben worden sein. Mit der Zeit können Erklärungen erlassen werden, welche das Gewicht der Schwierigkeiten mindern, die es anfänglich zu enthalten schien. Jene Erläuterungen bereits, welche mit Billigung des Papstes der Prälat Feßler, Sekretär des Konzils, veröffentlicht hat, enthielten gewiß nichts in sich, um denen zu gefallen, welche auf die Definition der Unfehlbarkeit hingedrängt hatten. Versteht man unter Unfehlbarkeit nur dies, daß der Papst unfehlbar ist, wenn er als Haupt der Kirche spricht und die Ansicht der Kirche auf Grund der von Christo niedergelegten und durch die Apostel überlieferten Wahrheit ausdrückt, nachdem er alle ordnungsmäßigen Mittel gebraucht hat, um die Wahrheit zu erkennen; giebt man zu, daß bei der Bestimmung dieser Wahrheit die Autorität und das Zeugnis der Bischöfe, als der Vertreter ihrer betreffenden Kirchen, wesentliche Bedeutung hat; so dürfte, wie es scheint, die Schwierigkeit, die sich hier der Einigung entgegenstellt,

nicht so unübersteigbar sein, wie es manche meinen. In jedem Falle besteht da nichts, was seiner innersten Natur nach unsere Anstrengungen um den Frieden von vornherein vereiteln müßte. Bis man das Gegenteil beweist, nähren wir die Hoffnung, daß solche Erläuterungen für zulässig erachtet werden können.

Das neueste Rundschreiben Leo' XIII. (Praeclara).

Indessen begrüßen wir mit Freuden, im Interesse dieser so sehr ersehnten Einigung, den Ruf, welchen das letzte Jahr Leo XIII. in seinem Rundschreiben an die Fürsten und Völker erlassen hat. Können wir es in Zweifel ziehen, daß der Papst, wenn er in seinen Bemühungen, den Frieden herzustellen, die Unterstützung aller Menschen, die guten Willens sind, anruft, im Namen unseres Herrn und Meisters Jesus Christus spricht? Können wir irgend Bedenken tragen, alles zu thun, was in unseren Kräften steht, um ein segensreiches Ergebnis zu erzielen? Betrachten Sie den Zustand der Welt. Können wir, wenn wir rings um uns herum schauen, daran zweifeln, wie groß das Bedürfnis nach der Einheit ist. Wir stehen vor Fragen, die das Fundament selber des religiösen, intellektuellen und socialen Lebens der Menschheit berühren. Mit welchen Augen muß man sie ansehen, wenn nicht mit denen des Evangeliums? Wie soll auf dieses Evangelium hingewiesen werden, wenn jene, denen es anvertraut ist, untereinander nicht einig sind? Dürfen wir uns weigern, unser möglichstes zu thun, um das, was uns trennt, zu entfernen? Ich bin überzeugt, der ernste Wunsch besteht. Jener deutsche römisch-katholische Staatsmann, Radowitz, der gegenwärtig nicht mehr lebt, sagte nach meiner Meinung die genaue Wahrheit, wenn er sprach: „Wir sehen klar, wie heute die Menschen sich um zwei Fahnen scharen: Die eine trägt als Inschrift den Namen Christi, des Sohnes Gottes; während der anderen diejenigen folgen, für die dieser Name eine Thorheit und eine Schande ist.“ Täuschen wir uns nicht: Die Krise, so sprach man vor etwa fünfzig Jahren, und heute ist diese Wahrheit augenscheinlicher wie je, die Krise, welche die Welt jetzt durchmacht, ist nicht so geräuschvoll, aber sie geht wie die „Reform“. Die „Reformatoren“ (ich spreche vielmehr von Deutschland wie von England) zweifelten die Autorität der Kirche an und setzten an deren Stelle ein Buch. Sie vergaßen, daß ein Buch der Erklärung bedarf und daß, wenn kein geeigneter Erklärer da ist, der mit Autorität sprechen kann, die Heilige Schrift den Einbildungen eines jeden ausgesetzt ist. Davon sehen wir heute das Ergebnis. Die Menschen machen, wenn man sie nur sich selbst überläßt, gar kein Aufhebens davon, die Wahrheiten der Bibel, die ihnen nicht gefallen, beiseite zu schieben: Die Thatsache der Menschwerdung; daß Gott wirklich in einer Krippe geboren wurde und am Kreuze starb; die Lehre von den Sakramenten, die Ewigkeit der Qualen, den göttlichen Ursprung der Heiligen Schrift. Sie werden allenfalls der litterarischen Bedeutung der Bibel gerecht, ihrem Nutzen für moralische Belehrung. Ruft man aber die Autorität der Bibel für eine Sache an, welche durch

ihre eigene Prüfung zurückgewiesen wird, so antwortet man sogleich: Unmöglich, solche Autorität einem Buche zuzuschreiben; ebensowenig, wie einer Kirche oder einem Priestertum. Dergleichen Ideen sind in der Luft; ihre Tragweite mit Rücksicht auf die Frage der Einigung ist augenscheinlich.

Der geeinte Unglaube.

Den Angriffen eines gemeinsamen Feindes muß die Christenheit sich geeint entgegenstellen, soll sie Erfolg haben. Der Professor Goldwin Smith, dessen gewichtvolle Autorität nicht gut übertrieben werden kann, sagt in seinen Konferenzen über das Studium der Geschichte: „Die Einheit der Christenheit muß am Ende verwirklicht werden. Und einen größeren Dienst erweist der Menschheit, sei es unter dem philosophischen oder unter dem religiösen Gesichtspunkte, wer, wenn auch nur ein wenig, zur Wiederherstellung dieser Einheit beiträgt, als wer mit metaphysischen Gründen die Freiheit der menschlichen Persönlichkeit beweist. Für jetzt finden der Rationalismus und die Träumereien des Fatalismus kaum eine ernste Widerlegung; aber mitten unter der Kraft und der Sehnsucht, die von einer wiedergeborenen Christenheit ausgeht, werden sie von selbst verschwinden.“ — „Die gesamte Kirche ist,“ nach Guizot, „in unseren Tagen Gegenstand der Angriffe; die Kirche soll in ihren fundamentalen Principien erschüttert werden.“

Können wir etwa die Wahrheit dieser Worte bezweifeln, oder die Pflicht leugnen, welche sie uns auflegen? Solange die Spaltungen der Christenheit dem Unglauben und dem Zweifel einen Vorwand liefern, werden wir mit einem angreifenden Unglauben zu kämpfen haben, mit einem thatsächlichen Atheismus, wenn er auch den Namen nicht hat, mit einem Atheismus, der im selben Grade in der Bevölkerung zunehmen wird, als das Christentum gelähmt ist, und am Ende, in diesem neunzehnten Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung, mit einer heidnischen Welt. Man sagt, an eine Einigung zu denken, sei ein Traum, ein Enthusiasmus, der zweifellos schön ist, aber deshalb nicht minder Traum bleibt. Nun ja, es ist da Enthusiasmus; aber welches große Werk ist jemals zur Ehre Gottes vollbracht worden ohne Enthusiasmus?

Schwierigkeiten auf dem Wege zur Einigung.

Da giebt es Schwierigkeiten, meinen Sie. Gewiß, ungeheure Schwierigkeiten bestehen da, sowohl in den beiden Kirchen wie auch allerseits. Aber wo die Not des Menschen am größten, da ist Gott am nächsten. Gott verlangt, daß wir unser möglichstes thun, damit er dann seinerseits unsere Anstrengungen krönen kann. Was auch immer auf Erden für Arbeit geleistet wird, Gott giebt die Kraft dazu. Wollen wir denn seiner Allmacht Schranken setzen dadurch, daß es uns an persönlichem Willen fehlt, dadurch, daß wir uns weigern, dies in Angriff zu nehmen, was er gebietet? Unmöglich ist es für die Römische Kirche, manche Principien von neuem der freien Erörterung auszusetzen, welche

sie, dem Anscheine nach, bereits angenommen hat. Ich antworte mit den Worten des Bischofs Hamilton, der mit Rücksicht auf den Papst sagt: Ille non cedet nobis, sed nos una cum illo cedemus Deo.

Die Schwierigkeiten kommen aber nicht einzig und allein, meinen Sie, von der Römischen Seite. Sie kommen ebenso vom gegenwärtigen Zustande der Anglikanischen Kirche. Wer weiß das besser als ich? Freimütig und aufrichtig müssen wir zugeben, daß, welche Ansprüche in der Theorie auch immer unsere Kirche erheben, wie auch immer sie hinweisen kann auf ihre historische Stellung, die in den Formularien ausgedrückt ist, trotzdem ihr gegenwärtiger Zustand vieles enthält, was geeignet ist, die Glut unserer Hoffnungen zu dämpfen. Wer könnte auf den Parteizwist vergessen, der innerhalb ihrer Gemeinschaft wühlt? Männer mit schroff entgegengesetzten Meinungen bekleiden die höchsten Würden. Dies ist eine Thatsache, die man nicht übersehen darf. Wir können ebenso nicht leugnen, daß sogar unter den Bischöfen und den Würdenträgern der Kirche sich Männer finden, die laut ihre mit der katholischen Lehre unvereinbaren Ansichten verkünden und trotz unserer Bemühungen nie sich bereit erklärt haben, ihre Worte abzuschwächen oder zu erläutern. Solche Thatsachen dürfen nicht verschwiegen werden. Man darf ihnen die Bedeutung nicht nehmen, welche sie verdienen. Nichts würde verkehrter sein, als sie außer acht zu lassen und die Anglikanische Kirche bloß vom theoretischen Standpunkte aus zu betrachten. Wir müssen zugestehen, daß unter uns die Einigkeit fehlt. Eine große Wahrheit liegt in dieser Entgegnung, wir können nicht das Gegenteil behaupten. Wenn die Römischen Autoritäten morgen die Verhandlungen über den Frieden beginnen wollen, so müßte man die Spaltungen in der Anglikanischen Kirche berücksichtigen und ebenso die Feindschaft zahlreicher Vertreter der englischen Empfindlichkeit. In allem diesem liegt Wahrheit, viel Wahrheit. Ohne Zweifel. Aber ich füge hinzu: Wenn wir hier Gründe finden, um mit Klugheit voranzugehen, um mit Sorgfalt uns vor allem zu hüten, was der von uns erstrebten Sache gefährlich werden könnte; wenn wir in dieser Lage der Dinge Gründe finden, um mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln die öffentliche Meinung aufzuklären, die Vorurteile zu zerstreuen und eine noch größere Sehnsucht nach der Einigung zu erwecken; so sehe ich doch keinen einzigen Grund, der uns zwingen müßte, alle Hoffnungen aufzugeben, daß sich jemals die Einigung wirklich vollziehen könnte. Die Ereignisse marschieren heutzutage schnell. Vieles, was gestern unmöglich schien, wird heute zur Thatsache. Ähnlich wie billigerweise die Römische Kirche nicht nach den abergläubischen Dingen, nach den Mißbräuchen beurteilt werden kann, welche zu gewissen Zeiten von ihren Autoritäten geduldet worden sind und ihre Gemeinschaft entstellt haben; wäre es nicht angemessen, die Kirche Englands wegen Meinungen, wegen einiger Dinge zu tadeln, die ihrem Bekenntnisse und ihren autorisierten Formularien entgegenstehen. Es ist schon manches bei uns besser geworden; es wird noch manches besser werden. Es bedarf der Zeit, um den Wert von Schlußfolgerungen zu erproben, die man aus der zeitweiligen Lage einer Kirche ziehen kann. Das betrifft nicht nur

die Kirche Englands in unserer Zeit. Die Kirche zu jeder Zeit und in allen Ländern bedarf der Nachsicht unter diesem Gesichtspunkte. Wer nur ein wenig die Geschichte der Kirche Englands kennt, zumal in den letzten sechzig Jahren, kann keinen Zweifel hegen, daß die Schwierigkeiten, auf welche hingewiesen worden ist, ihrem ganzen Wesen nach nur nebensächliche und vorübergehende sind. Mag man sagen, was man will, die Thatsachen haben ihre Logik, über die man nicht in Unkenntnis sein darf. Man sagt manchmal: Die katholische Kirche nur kann eine barmherzige Schwester hervorbringen. Das Wiederauftreten des religiösen Lebens unter den Frauen der Kirche Englands ist eine Thatsache. Man muß damit rechnen. Sehr erfahrene und anerkannte Kritiker haben zudem gesagt: „Der Oxforder Bewegung ist es wohl gelungen, den größten Teil der vorgesteckten Ziele zu erreichen; in dem aber, was ihr wesentlichstes Princip war, in der Verteidigung der geistigen Rechte der Kirche Englands gegenüber der staatlichen Gewalt, hat sie eine Niederlage erlitten.“ Ich antworte: Was die Stellung der Kirche als geistige Macht betrifft, die ihre Lehre und ihr Rituale gegen die Übergriffe des Staates aufrecht hält, so spricht der Gegensatz zwischen dem Stande der Dinge zur Zeit des Gorhamer Urteils und dem jetzigen Stande der Dinge aus und für sich selbst.

Religiöse Wiedergeburt in England.

Denen, die der Kirche Englands fern stehen, fällt es vielleicht schwer, alle diese Dinge nach ihrem wahren Werte zu beurteilen und den rechten Maßstab für unsere Lage zu finden. Was aber uns anbetrifft, wir sind überzeugt und jedes Jahr festigt sich unsere Überzeugung, daß die große religiöse Wiedergeburt in England, die von Wesley ausging, durch Simeon fortgesetzt und von neuem durch die großen Leiter der Oxforder Bewegung in Angriff genommen wurde, noch dazu neuerdings vermehrt durch die Wiederherstellung des katholischen Rituals, welches vom Book of Common Prayer vorgeschrieben ist; wir sind überzeugt, daß die Wiedergeburt des religiösen Lebens, die Wiederaufnahme der Diöcesen und Provinzialsynoden, die Aufrechthaltung der geistigen Rechte der Kirche gegen die Anmaßungen des Staates, mit Einem Worte, alle die verschiedenen zahllosen Zeichen von Lebenskraft, die auf allen Seiten erscheinen, in den Ratschlüssen des Allmächtigen keine anderen Ergebnisse haben können wie die Rückkehr der vollständigen Gemeinschaft der englischen Gläubigen, sei es bei uns oder in Amerika oder in unseren über die ganze Erde verbreiteten Kolonien, zu einer allgemeinen Einigung. Wir glauben mit dem Kardinal Wiseman, daß unsere nationale Kirche als Vermittelung dienen muß, um unseren Mitbürgern den vollen Besitz und die Vorrechte des katholischen Glaubens wiederzugeben. Mit M. de Maistre sehen wir für die Kirche Englands eine große Zukunft voraus. Sie wird in der Hand Gottes das Werkzeug sein, um alle Kirchen einander zu nähern und alle Christen in einem einzigen mystischen Körper zu vereinigen. Allgemeine Einheit, das ist der Gegenstand unserer Wünsche. Die Idee haben wir noch nie gehabt und wir haben sie jetzt

nicht, uns für unsere Person allein von unserer Kirche zu trennen. Wesentlich ist es, daß dies die Römischen Autoritäten begreifen; denn es ist der Schlüssel der Lage. Man muß sich dies vergegenwärtigen, um zu beurteilen, ob für den Augenblick zweckdienliche Schritte geschehen können, um die Einigung herzustellen.

Zusammenfassung der Anglikanischen Verhältnisse.

Gestatten Sie, daß ich nochmals die Hauptpunkte unserer Lage zusammenfasse, damit alle Mißverständnisse vermieden werden. Nach dem Ausdrucke eines neueren Schriftstellers, der an Genauigkeit nichts zu wünschen übrig läßt, wünschen wir die Vereinigung mit Rom. Nichts wünschen wir in höherem Grade. Aber ein solcher Wunsch ist nicht im geringsten unverträglich mit unserem aufrichtigen, ernsten Gehorsam gegenüber der Anglikanischen Gemeinschaft. In uns lebt die Überzeugung, daß in den gesetzlich anerkannten Dokumenten der Anglikanischen Kirche es durchaus nichts giebt, was wesentlich unvereinbar sei mit den Lehren der Kirche von Rom; wir nehmen freilich die alt überlieferten Glossen eines praktischen Protestantismus aus. Wir sind, das ist wahr, die Glieder eines Körpers, der nicht in Gemeinschaft steht mit dem Heiligen Stuhle. Wir beklagen diese Trennung und wir wollen unser möglichstes thun, um den Graben, der uns trennt, auszufüllen. Nicht wir haben diesen Graben gemacht; auch unsere geistigen Vorfahren von drei Jahrhunderten her sind weder allein noch an erster Stelle verantwortlich. Die politische Tyrannei im Innern, die ungerechtfertigten Ansprüche der geistlichen Gewalt außen sowie desgleichen die thatsächliche Verderbtheit, die sich ein wenig überall in der Kirche fand, haben uns zur Vereinsamung gezwungen. Gewiß, wir bedauern dies. Aber wir können die Sache nicht ungeschehen machen. Die Fehler sind ebensogut den Autoritäten der Römischen Kirche anzurechnen wie den unsrigen. Wir sind bereit, unseren Teil der Verantwortung zu tragen; es bleibt den anderen übrig, den ihrigen einzugestehen.

Was die Kirche Englands betrifft; so ist keine Spaltung, kein Schisma im wahren und historischen Sinne des Wortes eingetreten. Wir haben niemals auf die Gemeinschaft mit Rom verzichtet. Nichts in der positiven Lehre der Kirche Englands fordert im geringsten die Existenz oder die Idee des Verlangens nach solcher Trennung; im Gegenteil, diese letztere ist positiv abgewiesen. Die Priester, welche die Römischen Weihen erhalten haben, können bei uns den Gottesdienst halten; die Glieder der Römischen Kirche können an unseren Altären kommunizieren. Wir sehnen uns danach, daß wir in fremdem Lande unsere Beichte beim Römischen Klerus machen und aus seinen Händen die Kommunion empfangen dürfen. Was wir nicht können, ist dies. Wir vermögen in nichts auf das verzichten, von dem wir wissen, es sei die Gerechtigkeit und Wahrheit. Wenn man von uns z. B. verlangt, freilich nicht ausdrücklich, aber in der Praxis anzuerkennen, daß wir weder Priester noch Sakramente haben, so ist unsere klare Antwort: Unser Episkopat ist, in jeder Hinsicht, der wahre und direkte Sprößling

der Apostolischen Sendung nach diesem Lande. Verlangt man von uns, daß wir auf die Gemeinschaft mit der Kirche Englands verzichten, weil letztere häretisch sei, so erwidern wir: Nichts findet sich in ihrer autorisierten Lehre, was nicht auf den Kanzeln und in den Katechismen der Römischen Kirche selber vorgetragen würde. Nicht durch Ansprüche, welche, wie dieser da, unverträglich sind mit der treuen Anhänglichkeit an unsere Gemeinschaft und an unseren Episkopat, wird man den Tag herbeiführen, wo die beiden Gemeinschaften nur eine einzige ausmachen werden, zur unendlichen Freude aller christlichen Herzen, zum Wohle, wie wir hoffen, von Millionen unseresgleichen.

Wege, die der Römischen Kirche offenstehen.

Zwei Richtungen giebt es rücksichtlich dieser Materie in der Römischen Kirche. Gemäß der einen wendet sie sich zuvörderst an die einzelnen Personen und dementsprechend erzielt sie Einzelbekehrungen. In diesem Falle hat die Römische Kirche keinerlei Wunsch, mit hochherziger Gesinnung die Kirche Englands kennen zu lernen. Im Gegenteil wird sie bei dieser Richtung von dem lebhaften Streben beseelt, alles Thatsächliche zu leugnen, jeder Erklärung entgegenzutreten, jedem Argument zu widerstehen und dadurch die eigene Stellung zu schwächen. Diese Richtung verfolgt den Zweck, die Lage der Anglikanischen Kirche so schlecht wie möglich zu machen, anstatt sie zu bessern. Wir haben eine Probe davon fast in allen Schriften und Reden, welche in der letzten Zeit bezüglich der Anglikanischen Weihen veröffentlicht worden sind. Kann man behaupten, man habe den Wunsch genährt, die Stellung, welche in diesem Punkte von unserer Kirche beansprucht wird, in günstiger Weise zu beeinflußen? Ist es nicht augenscheinlich, daß man alle möglichen Gründe zusammengesucht hat, um den Zweifel an der Rechtsgültigkeit unserer Weihen zu erhöhen, neue Schwierigkeiten aufzutürmen und dadurch die Anerkennung von seiten der Römischen Kirche zu verhindern? Eine solche Richtung im Vorgehen kann für den Augenblick nützen, sie kann die Einzelbekehrungen fördern; aber daß sie auf die Dauer der Zahl der Bekehrungen günstig ist und den allgemeinen Grundsätzen entspricht, auf welche die Römische Kirche sich stützt, dies ist eine Behauptung, an der man zu zweifeln berechtigt ist.

Das Befolgen einer solchen Richtung erweckt zuvörderst den Verdacht, daß die Römischen Theologen in dieser Kontroverse nicht einzig nach den inneren Gründen urteilen. Man darf da voraussetzen, daß der von der Römischen Gemeinschaft mit Rücksicht auf die Kirche in England eingenommene Standpunkt und infolge davon die Existenz zweier sich bekämpfenden Hierarchien nebeneinander dazu treibt, die Grenzen einer ruhigen und unparteiischen Beurteilung der Thatsachen zu überschreiten.

Die Leugnung der Rechtsgültigkeit der von der Kirche Englands gespendeten Weihen und, auf Grund dessen, ihrer Sakramente ist sehr oft ein mächtiges Hindernis gewesen, sich der Römischen Kirche anzuschließen. Sehr empfindlich gegenüber den Ärgernissen, die unter uns bestehen,

fühlen sich viele zur Römischen Gemeinschaft gewaltig hingezogen; aber Eins erscheint ihnen als Unmöglichkeit: Sie sollen die geistigen Gnaden leugnen, deren Wirkungen sie während ihres ganzen Lebens gefühlt haben. Sie sind nicht imstande, etwas zu thun, was sie veranlassen würde, an der Gültigkeit der Weihen und der Sakramente in der Anglikanischen Kirche zu zweifeln.

Zudem scheint es nicht, auch nicht vom Römischen Gesichtspunkte aus, daß die Ursache für den Bestand des Katholizismus in England und die Einzelbekehrungen zweifellos miteinander verbunden sind. Ist es denn denjenigen, die England kennen, gestattet, darüber einen Zweifel zu hegen, daß, wenn unsere Mitbürger für diese katholische Kirche, welche sie im Credo bekennen, zurückerobert werden sollen, dies entweder durch die Aktion der nationalen Kirche sein wird oder gar nicht? Der Einfluß der Anglikanischen Kirche nimmt fortwährend zu; die Thatsache steht für alle fest. Abgesehen von der Einwanderung der Irländer, ist das Wachstum der Römischen Gemeinschaft in England ein schwaches; dies ist, glaube ich, die genau zutreffende Wahrheit. Verhält sich dies aber so, dann müßte die Sehnsucht der Römischen Kirche darauf sich richten, alles in sich aufzunehmen, was nach Annäherung in der Lehre und nach organischer Einheit zwischen ihr und der Kirche Englands strebt. Sie müßte, nach dieser Seite hin, so weit wie möglich gehen. Dies führt uns zur zweiten Richtung, welche der Römischen Kirche anzunehmen freisteht. Ehrlich befolgt, wird sie, wie wir uns gestatten zu glauben, die fruchtbarsten und glücklichsten Ergebnisse zur Folge haben.

Diese Richtung schreibt vor, die Kontroversen möglichst zu vergessen und in Ansehung der Unterschiede, welche die Christenheit spalten, überall, wo dies möglich ist, den dem Gegner günstigsten Standpunkt einzunehmen. Sie schreibt vor, den möglichsten Vorteil aus der jetzigen Lage der Kirche zu ziehen, alle Entschuldigungen zuzulassen, allen Erläuterungen, welche man darbietet, entgegenzukommen. Sie schreibt vor, sich darüber zu freuen, daß man imstande ist, eine Lage zu einer zuverlässigen zu machen, welche zweifelhaft war. Es kann ja in der Römischen Kirche Glieder geben, die der Idee einer allgemeinen Einigung feindlich sind; aber dann werden sie durch persönliche Vorurteile und Launen geleitet. Das Princip der allgemeinen Einigung ist in voller Übereinstimmung mit der überlieferten Verhaltungsweise der Römischen Kirche.

Der gegenwärtige Papst. Die Anglikanischen Weihen.

Jedenfalls ist die letzterwähnte Richtung in Harmonie mit dem neuesten Schritte Leo' XIII. Der gegenwärtige Papst ist, wie nicht bezweifelt werden kann, durchaus bereit, die weitesten und hochherzigsten Maßnahmen zu ergreifen, damit alle diese Fragen erledigt werden. Will man einem öffentlichen Gerüchte glauben, so wünscht er aufrichtig, der Anglikanischen Kirche gerecht zu werden. Er hat ein besonderes Interesse an der letztlich wiederangeregten Frage der Anglikanischen Weihen genommen, so daß er seine Genugthuung über die Weise ausdrückte,

wie neulich diese ganze Sache durch einen französischen Schriftsteller behandelt worden ist, der mit dem Namen Fernand Dalbus zeichnet. Die sympathischen Erörterungen dieses Autors haben in hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich gezogen, sowohl bei uns wie im Auslande. Man sagt sogar, ein so hervorragender und unparteiischer, zugleich aber auch den Ansprüchen der Anglikanischen Kirche günstiger Geschichtschreiber wie der Priester Duchesne, sei eingeladen worden, über die Rechtsgültigkeit der Anglikanischen Weihen erschöpfende Untersuchungen anzustellen. Was auch immer aber Wahres an diesen Gerüchten ist, Eins erscheint sicher: Der Papst will die ersten Schritte zur Einigung der Kirchen thun und vermittelst einer geeinigten Christenheit die politischen, socialen und religiösen Schwierigkeiten unserer Zeitepoche lösen. Wir müssen solche Anstrengungen mit allen unseren Kräften unterstützen. Keine Zeit noch in der Geschichte der Christenheit bot eine bessere Gelegenheit und mehr Aussicht auf Verwirklichung. Die neuen Beziehungen der Nationen untereinander haben es zuwege gebracht, den Wert dessen, was eine jede Gutes in sich hat, in gerechter Weise zu schätzen. Die alten Erbitterungen, Eifersüchteleien, Vorurteile, Hintergedanken, die alten Schranken fangen an, zu verschwinden. Überall offenbart sich ein ernstes und aufrichtiges Sehnen, die Wahrheit einzig um der Wahrheit willen zu suchen. Es möchte von seiten eines Laien wie ich bin als eine Kühnheit erscheinen, eine persönliche Idee über eine so gewichtige Frage zu entwickeln. Trotzdem nähre ich die Ansicht, daß, wenn der gegenwärtige Papst mit Rücksicht auf England eine solche Politik, wie eben angezeigt, befolgen und Schritte thun wollte für ein erschöpfendes Studium der Anglikanischen Weihen, er die Wiederaufnahme der Beziehungen der Kirche Englands zur Römischen herbeiführen würde. Die Folge davon wäre ohne irgend einen Zweifel die Einigung der ganzen Christenheit des Abendlandes.

Allerdings möchte die Anerkennung der Rechtsgültigkeit der Anglikanischen Weihen nicht direkt die Einigung zur Folge haben. Andere gewichtige Schwierigkeiten blieben übrig. Aber wenigstens würde eine solche Anerkennung die Anglikanische Gemeinschaft auf dieselbe Stufe stellen wie die großen religiösen Gemeinschaften des Orients. Diese Anerkennung wäre ein großer Schritt zum Frieden, wenn sie auch nicht mit diesem zusammenfällt. Nichts unterhält derart die gereizte Stimmung zwischen Rom und England wie die bedingungslose Leugnung der Gültigkeit unserer Weihen und unserer Sakramente. Ist diese Frage gelöst, so würden die Beziehungen zwischen den beiden Kirchen in ihrer Gesamtheit auf einem ganz anderen Boden stehen wie jetzt und andere Verhandlungen würden sich ergeben. Daß dieser Schritt gethan werde, scheint mir keine Unmöglichkeit zu sein; ich nenne es einen Schritt, denn ich müßte närrisch sein, wenn ich voraussetzen wollte, wir könnten hoffen, daß morgen ein Konkordat zwischen Lambeth und dem Vatikan unterzeichnet würde. Unser nationales Verhalten mit Rücksicht auf die anderen Gemeinschaften der Christenheit würde dann ein neues, verändertes sein müssen. Man müßte die Vorurteile und Mißverständnisse dreier Jahrhunderte zerstreuen. Aber das bin ich überzeugt, daß keiner nach

dieser Seite hin so viel thun kann wie der Papst selber. Eine Eröffnung, die der Papst an England richtete, könnte, wenn sie so wäre, wie ich sie mir denke, unsere ganze nationale Haltung gegenüber der Römischen Kirche und mit Rücksicht auf unsere Einigung mit dem Heiligen Stuhle umgestalten.

Unsere gegenwärtigen Pflichten bezüglich der Wiedervereinigung.

Bis dahin besteht für uns die Hauptsache, welche wir betonen, darin, daß wir für die Vereinigung arbeiten und beten. Läßt man die Gelegenheit, die sich jetzt darbietet, unbenützt vorübergehen, so dürfte sich eine zweite, ähnliche vielleicht nie mehr finden. Haben wir nur keine Furcht. Wir erklären laut und offen: Die Einigung mit Rom ist möglich, sie ist wünschenswert. Ohne Umschweife sei es gesagt: Wir sehnen uns von ganzem Herzen nach dem Frieden mit Rom. Schweigen wir, so bleibt die öffentliche Meinung unbeeinflußt. Haben wir den Mut, unsere Meinung offen und ohne Hinterhalt auszusprechen, so wird dies auf die öffentliche Meinung wirken. Das Interesse der ganzen Kirche Christi, das Interesse des politischen Bereiches, das Interesse des menschlichen Geschlechts fordert, daß die Spaltungen aufhören, welche die Familie Christi zerreißen. Die Sache ist eine gute, wir haben uns ihrer nicht zu schämen. Wir halten nicht hinter dem Berge: Die Sache liegt uns am Herzen, mehr wie eine rein persönliche. Wir müssen endlich die Gelegenheit ergreifen, die uns der Ruf Leo' XIII. in seinem Rundschreiben giebt, um dem Papste zu versichern, daß wir, zum mindesten wir, daß wir ihm dankbar sind für seine Bemühungen und daß er auf eine sympathische Antwort rechnen kann, wenn er es für gut finden sollte, sich an die Kirche von England zu wenden.

Ein Kanonikus der Kirche Englands gebrauchte in einem an den damaligen Papst gerichteten Schreiben folgende Ausdrücke: „Heiliger Vater," schrieb er; „auf Ihnen, mehr als auf einem anderen Menschen, beruht gegenwärtig die Hoffnung, daß die Christenheit einmal Frieden und Einigkeit finden werde. Das Recht und die Vernunft sind auf Ihrer Seite. Gehen Sie an das Werk der Wiedervereinigung. Die Barmherzigkeit und die Wahrheit begegnen sich, um Ihnen Beifall zu spenden und zu helfen. Der Strom der öffentlichen Meinung, der Lauf der Ereignisse in der Welt und die glühenden Wünsche der wahren Christen sind alle insgesamt mit Ihnen. Die Herzen von vielen Tausenden Personen, die so lange voneinander getrennt waren, werden Sie segnen, weil Sie zu gunsten ihrer Vereinigung in der christlichen Verbrüderung gearbeitet haben. Der Erlöser, der da betete, daß seine Jünger Eins seien mit Ihm, wird Ihre Mühen unterstützen. Der Segen des Fürsten des Friedens wird sich in Sie ergießen."

Der Brief eines Kanonikus.

Von wem sind diese Worte, fragen Sie? Sie gehören dem Kanonikus Selwyn an, einem evangelischen Christen (Mitglied der nieder-

kirchlichen Partei), dem Bruder eines der hervorragendsten Mitglieder der Anglikanischen Kirche, des Bischofs von Lichfield, des Apostels von Neu-Zeland, der durch seinen Eifer so bekannt geworden ist. Machen wir diese Worte zu den unsrigen. Kann es denn in der That etwas geben, was dem Herzen unseres Herrn und Meisters teurer ist, wie der Friede in einer Kirche? Kann für die Menschen ein größeres Gut gefunden werden, wie die innige Herzensverbindung in ein und derselben Gemeinschaft? Denken Sie, was eine geeinte Christenheit für eine Bedeutung haben müßte, was sie thun könnte zur Ehre und zum Ruhme Gottes, zum Wohle des Menschengeschlechts, zur Verteidigung der Wahrheit, zum Kampfe gegen die Sünde, zur Ausbreitung des Evangeliums in der Welt. Leisten wir Verzicht auf unsere Selbstsucht, auf unsere weltliche Gesinnung, auf die elende Freude, die uns persönliche Vorteile bieten können. Blicken wir zum Himmel, schauen wir in die Zukunft, machen wir die brüderliche Verbindung mit allen Menschen in der Einheit mit Christus zur Wirklichkeit. Flehen wir zum Herrn und Meister Jesus Christus, daß Er uns Herzen gebe, um einander zu lieben, daß Er uns anfülle mit der Sehnsucht nach dem Frieden, daß Er uns beistehe in unseren Arbeiten für die Einigung. Strengen wir uns alle insgesamt an, daß wir das Wasser dieser Welt — ihre Spaltungen, Eifersüchteleien, ihre Zwistigkeiten und Kämpfe — in den Wein des Evangeliums verwandeln, in jenen Frieden, in jene Liebe, in jene Einheit von Geist und Herz, die das Kennzeichen der gläubigen Christen sind. Lassen wir beiseite Stolz und persönliches Empfinden. Wünschen wir nichts wie den Frieden, seien wir bereit, alles zu opfern für die Wahrheit. Vor allem, seien wir gerecht. Gestehen wir unsere Fehler ein. Gedenken wir, daß wir alle viel zu verzeihen haben und daß, trotz aller Schwierigkeiten der Wiedervereinigung es einen Glauben giebt, der Berge versetzt. Unsere Sehnsucht ist, vergessen wir das nicht, dem Willen Gottes gleichförmig. Die Verkehrtheit der Menschen und die Nachstellungen Satans allein hindern die Erfüllung. Wenn Gott mit uns ist, dann haben wir uns bloß zu entschließen, daß wir seinem Willen folgen wollen; und Er wird seine Allmacht in unseren Dienst stellen. Wenn wir seine Ohren durch unser Flehen ermüden, so wird Er, der da will, daß wir Ihn bitten, das geben, was wir verlangen. Wenn die Zeit gekommen sein wird, die Er bestimmt hat, wird Er den Streit in der Christenheit beilegen; Er wird wieder aufbauen die Mauern Jerusalems und von neuem seinem treuen Volke in aller Fülle die größte und beste aller Wohlthaten geben: Die Wohlthat des Friedens.

IV.

Berichtigende Bemerkungen.

Litteratur.

Litteratur: Henry Hallam, die Gesch. der Verfassg. v. England; Hume, Gesch. Englands; Audin, hist. de Henry VIII. et du chisme d'Angleterre; Pallavicini, Gesch. des Konzils v. Trient; Guicciardini; Sander, de schismate Angl.; Weiß, Weltgesch. Bd. IV, S. 443, 2. Aufl.; Spondanus; Cobbett, Lettres; Lingard, hist. d'Anglet.; Burnet, hist. de la reform.; Destombes, la persecution relig.; Collier, hist. eccl., la perséc. en Angleterre; Heylin, history of Reform.; Neal, hist. oft he Puritains; Kenrik the histor. of prot. Reform.; Macaulay, hist. of Engl.; Pastor, Gesch. der Päpste im 15. Jahrh. 3. Bd.; Champney, on the vocation of bishops; Holliwood, a discussion; Mason, consecration of bishops in the Church of England; Kellison, l'examen de la nouvelle réforme; Fronde, history of England; Baconis, hist. regni Henrici VIII.; Herbert, life and reign of Henry VIII.; Southney, book of the Church; Madaune, hist. de la Renaissance du Cathol. en Anglet. au XIX^e^ siécle; Rayey, la crise rélégieuse en Anglet., Paris; Lecoffre, 1896.

Wir möchten gern diesen ergreifenden Worten nichts hinzufügen. Ein ernster, tief frommer, von dem schönsten Streben erfüllter Geist spricht in denselben und wird sein Echo auch in manchen deutschen Herzen finden. Die Wahrheit aber zwingt uns, manches Schiefe in der Darstellung des Lord Halifax zurechtzurücken. Der Sehnsucht nach Einheit kann nur damit gedient sein, sowohl in England wie in Deutschland, daß die Dinge so hingestellt werden, wie sie in Wirklichkeit nach den unzweifelhaften historischen Daten und nach dem Urteile der kühlen Vernunft sich verhalten; nicht wie sie sich nach subjektiven Eindrücken verhalten müßten. Der glühende Wunsch des Lord sieht die Einigung der Kirchen nahe; hauptsächliche Teile seiner Rede aber verraten, daß Leo XIII. das Richtige getroffen hat, wenn er einzig auf das Gebet das Hauptgewicht legt. Aus der Rede des Lord Halifax gerade gewinnt der Kenner der Verhältnisse den Eindruck, daß, menschlicherweise gesprochen, von der Seite, auf welcher der Lord steht, nichts, aber auch gar nichts zu hoffen ist; so viele Worte auch solche Hoffnung begründen sollen. Das Anglikanische Vorurteil läßt Lord Halifax nicht jenen Adel der Gesinnung offenbaren, welcher im Apostolischen Schreiben des Papstes so trostreich hervortritt. Leo XIII. betont nur die Vorzüge der englischen Nation, welche er zur Einheit ermahnt. Er zeigt die Mutterliebe, die, auch im ungehorsamen Kinde, immer noch gern das Gute, was ihm innewohnt, betrachtet und daraus Hoffnung auf die Umkehr schöpft. Lord Halifax weiß dem Papsttum, mit dem er die Anglikanische Kirche geeinigt wissen will, nur Vorwürfe zu machen. Nach ihm liegt

die Schuld in der Spaltung größtenteils in den Päpsten. Sie haben aus Luther, einem „harmlosen“ Mönche, einen „rebellischen, böswilligen Mann“ gemacht. Sie haben Heinrich VIII. zum Schisma getrieben. Und auch jetzt ist es nicht die Anglikanische Kirche, die am Schisma festhält; sondern der Papst will es. Ja, es besteht eigentlich für die Anglikanische Kirche kein Schisma, sie ist und bleibt katholisch. Das Papsttum allein will abseits stehen und nicht mit ihr in Verbindung treten. Selbst Pius IX. werden Vorwürfe gemacht, daß er die katholische Hierarchie in England neu errichtete; daß er nämlich dem englischen Volke die größte Wohlthat erwies und die Bestrebungen zur Einheit auf festen Boden stellte Dies sind keine Gesinnungen, die der Einheit dienen, wohl aber die Spaltung vertiefen. Denn sie kommen darauf hinaus, daß die katholische Kirche den Ungehorsam ihres Kindes als einen gerechtfertigten ansehen soll.

Wir sind fest überzeugt, daß sich Lord Halifax dieser Tragweite seiner Worte nicht bewußt gewesen ist, und daß er dieselben auch nicht in diesem Sinne aufgefaßt wissen will. Aber die Worte stehen einmal da und ob unser Verständnis ein irriges ist, mag der Leser entscheiden. Die Macht des religiösen Vorurteils ist allen bekannt. Wir wundern uns nicht, daß Lord Halifax, der ja, wie er in leidenschaftlichem Tone versichert, nie auf die Anglikanische Kirche verzichten will, trotz solcher Anschauungen, wie er sie in seiner Rede wiedergiebt, wirklich und mit aller Kraft seiner hochherzigen Gesinnung auf eine Einigung hofft. Es tröstet, daß er ein Mann des Gebetes ist. Wenn er sagt, daß ihm nie es in den Sinn gekommen ist, für seine Person allein sich der Römischen Kirche anzuschließen, so hoffen wir, daß das Gebet ihm reicheres Licht von oben bringen werde, und daß es ihm dementsprechend recht bald durch die Gnade Gottes in den Sinn kommen wird, die katholische Kirche da zu suchen, wo sie einzig und allein ist: nämlich in Rom, auf dem Felsen Petri.

Lord Halifax zählt u. a. die Ursachen der Spaltung im 16. Jahrhundert auf. In der That muß jeder, der ein Übel heilen will, auf dessen Quelle zurückgehen. Die Ursachen aber, welche Lord Halifax angiebt, sind dies in keiner Weise, weder direkt noch indirekt, weder für den Anfang des Schisma noch für dessen Dauer. Höchstens sind es Ursachen, die da erklären, wie es möglich war, daß die Leiter der Bewegung das Volk täuschen konnten. Diese Täuschung bestand darin, daß man das Volk zum Glauben brachte, es sei noch katholisch, während in der That es bereits dem Schisma und der Häresie verfallen war. So ging es in England; so in den anderen Ländern, in denen der Irrtum zum Siege kam. Katholische Äußerlichkeiten ließ man dem Volke; die katholische Seele riß man ihm heraus, ohne daß es davon eine Ahnung hatte. „Es kann,“ mahnt Augustin zutreffend, „die sichtbare, greifbare Form der Rebe auch außerhalb des Weinstockes sein; aber am unsichtbaren Leben der Wurzel kann sie nur Anteil haben, wenn sie im Weinstocke ist. Ebenso können die körperlichen Sakramente, welche die von der Einheit des Körpers Christi Getrennten spenden und empfangen, die äußere Form der Frömmigkeit haben; aber

die unsichtbare und geistige Lebenskraft der Frömmigkeit kann nicht in ihnen sein, wie ja auch das sinnliche Leben nicht dem Gliede des Körpers folgt, welches von ihm abgeschnitten worden.“ (Potest enim esse visibilis forma palmitis etiam praeter vitem, sed invisibilis vita radicis haberi non potest nisi in vite. Proinde corporalia sacramenta, quae portant et celebrant etiam segregati ab unitate corporis Christi formam possunt exhibere pietatis, virtus vero pietatis invisibilis et spiritualis ita in eis non potest esse, quemadmodum sensus non sequitur corporis membrum, quando amputatur a corpore. Sermo 71 in Matth.) Zudem ist auch unter den Ursachen, welche Lord Halifax angiebt und auf welche wir später noch zurückkommen, keine einzige, welche ihrer Natur nach imstande gewesen wäre, irgend welches neue Leben später in die Anglikanische Kirche einzuführen und so die Trennung von Rom zu rechtfertigen. Ursachen des Verfalles sind es, nicht Ursachen der Aufrichtung. Der Verfall aber giebt keinem Volke und keiner religiösen Gemeinschaft das Recht, sich der Mutterkirche gegenüberzustellen und zu sagen: Ich habe dieses Gute und du hast jenes; wir wollen beides abwägen und nach Trennung des Schlechten auf beiden Seiten es verbinden.

Der Abfall von Rom hat in den Völkern nicht das mindeste positiv Gute zur Folge gehabt. Die sittlichen Vorzüge und Kräfte, welche ihnen blieben, kommen aus der Zeit ihrer lebenskräftigen Verbindung mit dem Quell der christlichen Einheit. Was in der Anglikanischen Kirche, oder, sagen wir genauer, im englischen Volke an ernstem Streben, an tiefer Frömmigkeit, an Starkmut, Hochherzigkeit und Beharrlichkeit noch ist, dies hat es, aber verkümmert, mitgenommen aus der katholischen Kirche. Seine natürlichen Anlagen waren, wie Leo XIII. dies so schön ausführt, durch die Sendung von Rom her, durch die Sendung des heiligen Augustin und deren Fruchtbarkeit, veredelt worden; und aus diesem Quell schöpfen noch heute Männer wie Lord Halifax. Die wahren direkten Ursachen des Schisma sind derart, daß es zweifellos und unwiderlegbar erscheint, wie von diesen Ursachen keinerlei moralische Kraft oder höheres Licht ausgehen konnte. Um dies darzuthun, handeln wir zuerst über den Ursprung der Spaltung in England. Sodann wollen wir, unter Bezugnahme auf manche Stellen der Rede des Lord, zeigen, wie durchaus ungangbar und für das englische Volk selbst verhängnisvoll der Weg ist, den Lord Halifax einschlagen möchte. Wir schöpfen das Thatsächliche zum allergrößten Teile aus anerkannten englischen Autoren und werden danach die Angaben des Lord Halifax berichtigen. Es liegt in der Natur der Verhältnisse, daß unsere Ausführungen auch auf unsere Lage in Deutschland anwendbar sind.

1.

Der Ursprung und die Ursachen der Spaltung, die England von Rom trennt.

Lord Halifax beklagt sich in seiner Rede über die Behandlung, welche das Papsttum dem englischen Volke angedeihen ließ, und stellt

dieselbe in Parallele mit dem Vorgehen Leo' XIII. der französischen Republik gegenüber. Er meint, wenn die Päpste so der englischen Nation entgegengekommen wären, wie Leo XIII., der französischen, dann würde es zu einer Spaltung nie gekommen sein. Der Vergleich trifft nicht zu. Die Gebiete, um die es sich unter Heinrich VIII. in England und um die es sich gegenwärtig in Frankreich handelt, sind vollständig verschieden. In England betraf das Eintreten des Papstes den Bereich des allgemein verbindlichen Sittengesetzes, in welchem kein Papst nachgeben kann; in Frankreich handelt es sich um das politische Verhalten der Katholiken. Zudem beweisen die offenkundigen Thatsachen, daß Klemens VII., Julius III., Paul IV., Pius V. mit aller möglichen Schonung vorgingen, soweit es die schuldigen Personen betraf. Das bestehende göttliche und menschliche Recht durften sie nicht brechen.

Wie ungerecht aber auch nach einer anderen Seite hin die Beschuldigung von seiten des Präsidenten der English Church Union ist, zeigt ein Vorgang, welcher nicht lange vor dem Regierungsantritte Heinrich' VIII. sich abspielte. Ganz ähnlich dem heutigen Papste, ja in noch höherem Grade wie dieser, hat Innocenz VIII. in das politische Leben Englands zu gunsten der Dynastie Heinrich' VIII. eingegriffen. Von einer Unfreundlichkeit oder gar Härte des Papsttums gegenüber der englischen Nation kann nicht gesprochen werden. Der Vorfall wirft auch Licht auf die späteren Ereignisse, besonders auf das Zaudern Klemens' VII. bei seinem Vorgehen. Der Papst wollte nicht an eine so schmähliche Undankbarkeit des Königs glauben. Er meinte, es handle sich bloß um eine augenblickliche Verirrung und ergriff deshalb immer neue Mittel, um auf den Sinn Heinrich' VIII. einzuwirken und der Zeit ihren Einfluß zu lassen.

Heinrich Tudor, Herzog von Richmond, war in der Schlacht von Bosworth am 22. August 1485 Sieger geblieben. Die in einem Weißdorngebüsch gefundene Krone Richard' III. hatte er sich aufgesetzt und sich zum König erklärt. Sein Recht auf die Krone war unter jedem Gesichtspunkte bestreitbar. Seine Mutter gehörte zwar dem Lancastrischen Hause an, aber auf rechtlich ungültigem Wege. Ihr Stammahne, Johann v. Gent, Herzog von Lancaster, hatte allerdings seine natürlichen Kinder legitimieren lassen; jedoch nach Hume und Hallam verlieh dies kein Recht auf die Krone. Letzteres war vielmehr in dem betreffenden Akt ausdrücklich ausgeschlossen. Heinrich war König durch seinen Sieg, nicht durch sein Recht. Er ließ sich durch den Erzbischof von Canterbury krönen und schwur „die Rechte und Freiheiten der heiligen Kirche aufrechtzuhalten". Der König berief sodann ein Parlament, um sich den Besitz der Krone rechtlich zu sichern. Obgleich indessen dieses fast nur aus seinen Anhängern zusammengesetzt war, konnte er nichts als die thatsächliche Anerkennung seiner Würde erlangen. Das Parlament erklärte, daß „die Krone bei der Person Heinrich' thatsächlich sei, bleibe und ihm sowie seinen rechtmäßigen Erben gehöre"; bat aber, um der rechtlichen Seite der Frage willen, den König, er möge Elisabeth von York, die Schwester der von Richard III. gemordeten zwei Söhne

Eduard' IV., heiraten und so von dieser Seite her ein Recht auf die Krone sich sichern.

Heinrich hielt dies nicht für genügend. Er fühlte sich im Besitze der Krone noch nicht sicher, zumal nach den Wirren des langjährigen Bürgerkrieges zwischen den beiden Rosen: zwischen dem Hause Lancaster und York. Er wandte sich an den Papst Innocenz VIII. mit der Bitte, alle Unregelmäßigkeiten, die seiner Geburt anhafteten, durch Apostolische Machtvollkommenheit, behufs rechtmäßiger Nachfolge auf dem Throne von England zu heilen, sowie vom Verwandtschaftsgrade mit Elisabeth zu dispensieren. Der Papst entsprach seinem Verlangen. Er übertrug, nach dem damals geltenden Rechte, die Krone direkt auf Heinrich VII., nicht erst durch Vermittlung Elisabeth'. Innocenz VIII. erklärte, die Krone Englands gehöre rechtmäßig Heinrich Tudor durch das Recht der Eroberung, durch das Recht der Nachfolge, durch das Recht der Wahl von seiten der Stände des Königreiches; nichtsdestoweniger, um allem Zwiste der Parteien ein Ende zu machen, werde Heinrich dem Wunsche des Parlaments entsprechen und die Elisabeth von York heiraten. Sollte Elisabeth aber ohne Kinder vor dem Könige sterben oder ihre Kinder den Vater nicht überleben, so seien die Kinder aus einer anderen rechtmäßigen Ehe des Königs erbfähig. Die Dynastie Heinrichs VIII. verdankt dem Papsttum den unbestrittenen Besitz des Thrones von England. Aber wie Leo XIII. heutzutage von der französischen Republik ausgelohnt wird, so war Undank die Münze, mit der die Tudor'sche Dynastie dem Papsttum zahlte (vgl. Henry Hallam, die Geschichte der Verfassung von England, I; Hume, Gesch. Englands, II). Das Papsttum hatte nichts gethan, um in Englands Dynastie und Volk irgend eine Verbitterung anzubahnen; das gerade Gegenteil war der Fall. Wir kommen nun zum Ursprunge der Spaltung selber. Es können drei Entwicklungsstufen darin unterschieden werden: a) unter Heinrich VIII., b) unter Eduard VI., c) unter Elisabeth.

a) Unter Heinrich VIII.

Heinrich VII. hatte von Elisabeth von York zwei Söhne. Der älteste, Arthur, hatte am 14. November 1501 Katharina von Aragon, die Tochter Ferdinand' von Spanien, geheiratet. Am 2. April 1502 starb der Prinz Arthur und Heinrich, der im Jahre 1491 geborene jüngere Bruder, wurde Prinz von Wales. Derselbe war bisher für die Kirche bestimmt gewesen, und hatte sich deshalb viel mit theologischen Studien und kirchlichen Dingen beschäftigt. Man erzählt, daß noch heute in Oxford in der Christkirche eine Antiphon für vier Männerstimmen gesungen wird, die der damalige Herzog von York, Heinrich, im Alter von zwölf Jahren verfaßt hatte. König Ferdinand von Spanien schlug dem Könige von England, um als Gegengewicht gegen den Haß Frankreichs die guten Beziehungen mit England zu befestigen, vor, Heinrich, der jetzige Prinz von Wales, sollte seine Schwägerin, die Witwe Arthur', heiraten. Die Verlobung zwischen Heinrich und Katharina fand am 28. Juni 1503 im Hause des Bischofs von Salisbury

statt und es wurde beschlossen, daß die Ehe zwei Monate nach Ankunft der Dispens von Rom gefeiert werden sollte. Im Jahre 1509 starb Heinrich VII. Sein Sohn folgte ihm. Er war 18 Jahre alt. Unmittelbar nach dem Tode des Vaters gab Heinrich VIII. dem spanischen Gesandten die Versicherung, er liebe wirklich von Herzen seine Verlobte und werde sogleich vor dem Kronrate die Frage seiner Heirat mit Katharina von Aragonien erörtern.

Dies geschah auch. Auf den Einwurf wegen der Verwandtschaft wurde erwidert: 1) Julius II. habe dispensiert, 2) nach dem Eide der Prinzessin selbst und nach anderen vollgewichtigen Zeugnissen sei die Ehe Katharina' mit Arthur, dem Bruder Heinrichs, wohl geschlossen, aber nie vollzogen worden. Der Kronrat gab die Zustimmung zur Heirat. Die Trauung fand am 21. Juni 1509 in Greenwich statt. Die Krönung war einige Tage nach der Heirat. Heinrich kniete in der Westminsterkirche vor dem Erzbischof von Canterbury. Dieser sprach: „Sie schwören, die Vorrechte und die Freiheiten, welche Eduard, der Bekenner, und die Könige Englands, Ihre Vorfahren, der Kirche und dem Klerus Englands bewilligt haben, aufrechtzuhalten?" „Ich schwöre es," sagte der König und wiederholte mit erhobener Rechten jedes Wort der Eidesformel, welche der Primas vorsagte. Dieser endete die Feierlichkeit mit den Worten: „Erheben Sie sich, halten Sie treu Ihr Wort und nehmen Sie die Krone nicht an, wenn Sie nicht die Absicht haben, das zu erfüllen, was Sie geschworen." Audin (histoire de Henry VIII. et du schisme d'Angleterre, 2. vol.) berichtet, der König habe sogleich nach der Feier das Original der Eidesformel verlangt, sie in sein Zimmer mitgenommen und an ihrem Wortlaute geändert. Audin veröffentlicht das Faksimile der Fälschungen.

Bis zum Jahre 1525 war die Regierung Heinrich' VIII. eine glückliche. Seine Ehe mit Katharina war mit fünf Kindern gesegnet: mit drei Knaben und zwei Mädchen. Alle starben jung hinweg bis auf eine Tochter, die spätere Königin Maria. Ein Zeitgenosse schreibt, daß nie ein Mann zärtlicher seine Frau liebte, daß Heinrich sich laut glücklich pries, eine so tugendhafte und vortreffliche Gattin zu haben. Gegen die sogenannte Reformation in Deutschland nahm Heinrich in ausdrücklicher Weise durch ein Buch über die sieben Sakramente (assertio septem sacramentorum) Stellung, das seinen Namen trug. Er schickte ein Exemplar dem Papste Leo X., der ihn mit Ehren und Lobeserhebungen überhäufte, sowie ihm den Titel „Verteidiger des Glaubens", defensor fidei, gab, einen Titel, den heute noch die Könige von England führen (defender of the faith). Es heißt darin in der Vorrede: „Durch meine Anhänglichkeit an die Kirche und durch meine Liebe zur heiligen Religion angetrieben, sehe ich, obgleich ich weder die zu einem solchen Werke nötige Beredsamkeit noch Wissenschaft habe, mich gezwungen, damit ich nicht den Namen eines Undankbaren verdiene, meine Mutter, die Braut Christi, zu verteidigen. Die gegenwärtigen Zeitumstände erheischen diese Mühewaltung. In der That; als niemand die Kirche angriff, war auch niemand verpflichtet, sie zu verteidigen. Heute aber hat sich ein Feind gegen sie erhoben, wie ein verderblicherer nicht hätte

erscheinen können. Er verbirgt seine satanischen Instinkte unter dem Mantel der Liebe und, von Zorn und Haß erfüllt, speit er sein Viperngift gegen die Kirche und den katholischen Glauben aus. Es liegt also jedem Diener Christi, jedem Alter, jedem Geschlechte, jedem Stande die Pflicht ob, gegen diesen gemeinsamen Feind des christlichen Glaubens vorzugehen; und diejenigen, denen diese Kraft nicht beschieden ist, müssen mindestens durch ihren Eifer bezeugen, daß sie wissen, was ihre Pflicht sei . . . Eine ähnliche Pest hat nie sich dem Grabe Christi genaht; eine so giftgeschwollene Schlange ist nie in den Garten Christi gekrochen, wie dieser, der über die babylonische Gefangenschaft der Kirche geschrieben hat. Die Heilige Schrift verdreht er, damit sein Sinn herauskomme und er sie gegen die Sakramente Christi ausspiele. Die kirchlichen, von den Vätern her überlieferten Ceremonien und Riten verachtet er. Er verspottet die heiligsten Personen, kümmert sich nicht um die ältesten Schrifterklärer, wenn sie nicht mit seinem Sinne übereinstimmen. Er nennt den heiligen Apostolischen Stuhl von Rom Babylon und das Papsttum eine Tyrannei. Er betrachtet die heilsamsten Dekrete der Kirche als eine Gefangenschaft und stellt den geheiligten Namen „Papst" als gleichbedeutend mit dem Antichrist hin. Was für ein abscheulich anmaßender Mensch! Welch ein verächtlicher Schwätzer von Schimpfreden! Welch häßliche Trompete des Schisma! Ein Wolf, den die Hölle ausgespieen, ist dieser Gottlose, der die Christenheit zu zerreißen sucht, die Glieder Christi ihres göttlichen Hauptes berauben will! Feige Seele! O fluchwürdige Absicht dieses Mönches, der die alten Spaltungen aus ihrem Grabe wieder hervorruft und zu den früheren Irrtümern neue ans Licht zieht, die in ewiger Finsternis hätten bleiben sollen, der da alle Alten mit dem Fuße fortstößt und meint, sein eigenes Wort allein müsse herrschen, d. h. die ganze Kirche umstürzen! . . . Daß nach dem Beispiele Augustins, dessen Ordensregel er folgt, Luther seine Irrtümer widerrufe und abschwöre! Weigert er sich aber, dann sollen die christlichen Fürsten ihre Pflicht thun; sie sollen seine Bücher den Flammen überliefern und verharrt er in seiner Verstocktheit, ihn selbst."

Das Werk handelt über die sieben Sakramente, über das eine nach dem anderen, sowie über die Ablässe und die Autorität der Römischen Päpste. Der Stil ist elegant. Der Inhalt entspricht genau der katholischen Lehre. Am Schlusse findet sich ein Porträt Luthers: „Alles, was von der Gesamtheit der Gläubigen festgehalten wird, weist er, ganz für sich allein, mit unnützem Geschwätze ab und behauptet laut, daß er nichts annimmt wie das, was die Bücher der Schrift klar und bestimmt aussprechen. Stellt man ihm aber Schriftstellen entgegen, so verkehrt er ihren offenbaren Sinn durch seine Erklärungen oder leugnet, daß sie zur Schrift gehören. Keinen noch so alten, noch so heiligen, noch so in der katholischen Wissenschaft gewandten Lehrer in der Kirche giebt es, den nicht diese Puppe von Lehrer, dieser kleine Alleswisser mit der Autorität seiner Anmaßung schmäht. Daher darf Luther, der die ganze Welt verachtet und niemand glaubt als sich selbst, sich nicht wundern, daß man ihn ebenso behandelt und ihm keiner glaubt. Ich

bin in der That so voll von Ekel über einen solchen Gegner, daß ich diese Erörterungen nicht weiter ausdehnen will; es thut mir beinahe leid, so lange mich mit ihm beschäftigt zu haben. Was nützt es, sich mit einem Manne einzulassen, der im Zwiespalt mit allen ist und sogar mit sich selbst? Denn an der einen Stelle behauptet er, was er in der anderen leugnet und er leugnet heute hinwiederum, was er gestern behauptet hatte. Stellt man ihm den Glauben entgegen, so weist er auf die Vernunft hin. Und bekämpft man ihn mit der Vernunft, so deckt er sich mit dem Glauben. Führst du gegen ihn Philosophen an, so beruft er sich auf die Schrift. Und waffnest du dich mit der Schrift, so amüsiert er sich mit Sophismen. Cynisch mit eherner Stirn, schämt er sich vor nichts, fürchtet sich vor niemand, hält sich an kein Gesetz, verachtet die alten Kirchenlehrer und verspottet von der Höhe seiner eingebildeten Größe herab die neueren, verfolgt mit seinen Beschimpfungen den Römischen Papst; er trotzt allem: Gewohnheiten, Dogmen, Sitten, Gesetzen, Kirchendekreten und der ganzen Kirche selbst. Er hält so wenig auf sie, daß er kaum anerkennt, es gebe eine in der Welt." Am 12. Mai 1521 wurde, nach einer Rede Fischer' vor St. Paul in London die Schrift Luthers: die „babylonische Gefangenschaft", öffentlich verbrannt.

War die Politik des Papstes etwa schuld am Abfalle Englands, wie Lord Halifax zu meinen scheint? Die Politik des Papstes war im Gegenteil und blieb England fortwährend günstig. Sowie Innocenz VIII. die Dynastie der Tudor gefestigt hatte, so stellte Julius II. den König von England an die Spitze der Liga gegen Frankreich und unter Leo X. kam keinerlei Mißton in das Verhältnis. Lord Halifax findet zudem in der neu auftretenden Richtung der Wissenschaft einen Grund für die Spaltung. Wir haben eben gesehen, daß die von Heinrich VIII vertretene Wissenschaft durchaus die der Kirche und zwar der Scholastik war. Er findet endlich einen weiteren Grund in der Trennung der Moral von der Religion. Darin hat er recht. Aber solche Trennung war, ganz augenscheinlich, nur insoweit ein Grund und zwar der einzige Grund für die Spaltung, als sie im König Heinrich sich fand, und nicht anders. Daß die Kirche eine Trennung der Moral von der Religion verabscheute, auch im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, nicht aber, wie Lord Halifax voraussetzen läßt, sie stillschweigend duldete oder gar billigte; daß die Kirche die feste Stütze und Zuflucht der christlichen Moral blieb, — dies gerade und nichts anderes machte das Schisma unausbleiblich. Heinrich wollte die Trennung der Moral von der Religion und die Kirche wollte sie nicht: hierin liegt die Quelle des Abfalls. Das wird aus dem Folgenden klar.

Die Moral in Heinrich VIII. war schon lange eine mangelhafte gewesen. Trotzdem er nach seinen eigenen Worten der Königin in so hohem Grade zugethan war, hatte er von Elisabeth Tailbois einen Sohn, Heinrich Fitzroy, den er so begünstigte, daß man fürchtete, er werde ihn zum Nachfolger ernennen lassen. Dann entflammte Maria Boleyn seine Leidenschaft, bis er deren Schwester Anna, Hofdame der Königin, sah. An einen Percy verlobt, ward sie von diesem Ehever-

sprechen auf Befehl des Königs auf einmal entbunden. Sie aber erklärte dem Könige, sie würde glücklich sein, die Gattin Heinrichs zu heißen, niemals jedoch wolle sie anders seinem Willen nachgeben. Da kamen plötzlich Heinrich VIII. Skrupel über die Gültigkeit seiner Ehe mit Katharina. Er glaube sich, meinte er, vom Himmel verflucht, wenn er noch weiter mit ihr zusammenlebe, denn er habe im 3. Buche Mosis gelesen (18, 16), daß man nicht die Frau des Bruders als Gattin besitzen dürfe; das Beispiel des Herodes, dem der große Täufer verbot, die Frau seines Bruders zu haben, schrecke ihn; und gegen die ausdrücklichen Worte der Schrift könne auch offenbar eine Dispens des Papstes nicht helfen; Julius II. sei getäuscht worden, als er die Dispens gab.

Der König hatte in den Büchern Mosis nicht weiter gelesen. Denn im 5. Buche (25, 3) heißt es: „Wenn zwei Brüder bei einander wohnen und einer von ihnen ohne Kinder stirbt, so soll der andere Bruder die Witwe zur Frau nehmen und Samen erwecken seinem Bruder.“ Der heilige Johannes aber hatte den König Herodes öffentlich getadelt, weil er die Frau seines noch lebenden Bruders bei sich hatte. Und wenn er sich, freilich auch mit Unrecht, auf die Schrift allein als auf die Regel des menschlichen Thuns und Lassens berief, so vergaß er seine eigenen gegen Luther gebrauchten Worte. Die geborene Erklärerin der Schrift ist die Kirche, deren Oberhaupt schon öfter im selben Verwandtschaftsgrade dispensiert hatte.

Zum Unglück wurde der Gedanke an eine Ehescheidung des Königs noch von anderer Seite und aus anderen Gründen geweckt. Kardinal Wolsey, Erzbischof von York und Kanzler des Königs, war von Kaiser Karl V., der ihm früher viel geschmeichelt hatte, etwas vernachlässigt worden, seitdem die Gefahren, die der Kaiser gefürchtet, nicht mehr bestanden. Den Ehrgeiz des Kirchenfürsten verletzte dies. Er suchte nach Mitteln, um Karl V. und den König Englands für immer voneinander zu trennen, letzteren mit den Feinden des Kaisers zu verbinden und zugleich sich ein großes Verdienst um den König sowie um das ganze englische Volk zu erwerben. Er erinnerte sich, daß bei den Verhandlungen über die Ehedispens des Königs und Katharina', unter Alexander VI. und dann unter Julius II., der Zweifel aufgeworfen worden war, ob das Ehehindernis der Schwägerschaft, in Anbetracht des 3. Buches Mosis, vom Papste aufgehoben werden könne. Der Kardinal wußte wohl, daß dieser Zweifel damals leicht gelöst worden war, schon weil dieses Verbot im 3. Buche Mosis zu den sogenannten bürgerlichen gehört, die nur das Volk der Juden angehen, nicht allgemeine und unbedingte Geltung haben. Aber Wolsey fand hier eine Gelegenheit, die alten Kontroversen wieder aufzuwecken, und er hoffte, jetzt die Theologen der Nation ebenso bereitwillig zu finden, die Ehe des Königs aufzulösen, wenn diesem damit eine Gefälligkeit erwiesen werde, wie sie bereitwillig gewesen waren, früher diese selbe Ehe zu genehmigen, als es sich darum handelte, dem Lande eine in jedem Betracht liebenswürdige Königin zu verschaffen. Dabei hoffte er, daß der König am Ende einen männlichen Erben erhalten werde. (Nach Pallavicini, Geschichte des Konzils von Trient, 2. Buch; Guicciardin. lib. 18; Sander, de schismate Angl. lib. 1.)

Wolsey hatte keine Ahnung, daß er sein Intriguenspiel zu gunsten einer Anna Boleyn einfädele. Er wollte die bestehenden Ehebande trennen oder vielmehr sie als gar nicht vorhanden erklären lassen, weil er meinte, es sei ihm gelungen, die Blicke des Königs auf die verwitwete Herzogin Maria von Alençon, die Schwester Franz' I., Königs von Frankreich, zu richten. So sollte der Kaiser durch die Nichtigkeitserklärung der Ehe seiner Tante Katharina, wonach deren Tochter Maria als Bastard unfähig würde, die Krone zu erben, aufs höchste beleidigt, und Frankreich, der Feind des Kaisers, unwiderruflich fest mit den Interessen Englands verbunden werden. Wolsey bestimmte daher, teils durch List, teils durch sein Ansehen, den Beichtvater des Königs, leise Zweifel an der Gültigkeit seiner Ehe mit Katharina im Könige zu erwecken. Der Kardinal meinte, Katharina, bei ihrer bekannten Frömmigkeit und Abtötung, leicht dazu bringen zu können, daß sie freiwillig vom Ehebande zurücktrete und in einem Kloster ihr Leben beschließe.

Der König ging auf die Anregung ein und befahl, daß, unter Beobachtung des größten Geheimnisses, dieser Ehefall genau untersucht werden solle. Es fanden sich, wie in ähnlichen Fällen oft genug, einige Theologen und Rechtsgelehrte, welche den Wünschen Wolsey' entsprachen und die Ehe als ungültig anerkannten. Wolsey meinte nun die Fäden in der Hand zu haben. Eine Gesandtschaft, an deren Spitze er selbst stand, ging nach Frankreich mit dem Scheinauftrage, den König von Frankreich zu vermögen, daß er gemeinsam mit Heinrich VIII. für die Befreiung des Papstes wirke, der durch das Heer Karl' V. in der Engelsburg eingeschlossen gehalten wurde. Der wirkliche Zweck der Gesandtschaft aber bestand darin, daß Franz I. zur Ungültigkeitserklärung der Ehe des Königs von England mit Katharina mithelfen möge, damit der letztere Maria von Alençon heiraten könne. Doch auf dem Wege noch bekam Wolsey vom Könige den Befehl, alle ihm erteilten Aufträge beim Könige von Frankreich wörtlich auszurichten, nichts aber zu sagen von einer beabsichtigten Heirat des Königs mit der französischen Prinzessin. Der schlaue Hofmann kannte zu genau die Geheimnisse seines Herrn, als daß er nicht sogleich den wahren Grund dieses neuen Befehls hätte erraten sollen. Er fühlte den Boden unter seinen Füßen wanken. Er kannte die tyrannische Natur Heinrich' VIII. Aber der abgeschnellte Pfeil durchschnitt bereits die Luft. Es war nicht mehr möglich, ihn in seinem Fluge aufzuhalten, auf dem er die Ehre des Königs, das Wohl des Vaterlandes und am Ende Wolsey' eigenes Glück tödlich verwundete.

Nachdem Heinrich den König von Frankreich bewogen hatte, ihn in seiner Ehescheidungssache beim Papste zu unterstützen, befahl er seinem Gesandten, die Angelegenheit beim Papste selber zu betreiben. Der König glaubte, von Klemens VII. alles erwarten zu dürfen; denn er hatte stets das Interesse des Papstes wahrgenommen und ihn auch während der Gefangenschaft durch Geldsubsidien unterstützt. Dazu kam, daß der Kaiser und sein Heer in der letzten Zeit dem Papste schwere Leiden verursacht hatten; letzterer also um so ungehinderter die Wünsche des Kaisers unberücksichtigt lassen durfte. Außerdem versprach Heinrich

dem Papste eine Leibwache von 4000 Mann Fußvolk, die auch von ihm, dem Könige, unterhalten werden würde. In der Zuversicht also, die Neigung des Papstes für sich zu haben, ließ der König ihm eröffnen, daß er nicht mit ruhigem Gewissen in der Ehe mit Katharina verharren könne, wie ihm von frommen und gelehrten Männern seines Königreiches sei versichert worden; und obgleich er durch gewöhnliche Richter in seinem Reiche die Sache hätte entscheiden lassen können, so wolle er doch, damit es im Angesichte der Welt nicht scheinen möchte, das Urteil sei mehr von der Furcht oder aus Gefälligkeit wie von der Gerechtigkeit eingegeben, Seine Heiligkeit bitten, die Sache zwei Legaten zu übertragen, nämlich dem Kardinal von York, Wolsey, und dem Kardinal Campeggio, der schon unter Leo X. in England gewesen sei.

Der König vertuschte die Wahrheit. Nachdem einige Hoftheologen sich in einer dem Willen des Königs günstigen, aber in nichts verbindlichen Weise ausgesprochen hatten, wollte der König die Sache einem regelrechten, englischen Gerichtshofe vorlegen. Derselbe bestand aus Thomas Morus, Bischof Fischer von Rochester sowie aus anderen Theologen und Rechtsgelehrten. Die Frage nach der Gültigkeit der Ehe wurde ausdrücklich, explicite, gestellt. Morus enthielt sich der Abstimmung, weil er keine theologischen Studien gemacht habe. Fischer entschied, nachdem er die Für- und Gegengründe erläutert, wider die Ungültigkeitserklärung. Alle anderen Beisitzer schlossen sich dem Bischofe von Rochester an. Eine neue, aus anderen Mitgliedern zusammengesetzte Versammlung hatte keinen besseren Erfolg. Man endete mit dem Ausspruche, die Angelegenheit wiege zu schwer, sie müsse dem Apostolischen Stuhle unterbreitet werden. Daraufhin erst wandte sich Wolsey nach Rom.

Der dem Papste unterbreitete Antrag war diesem nicht etwas Neues. Der Kaiser Karl V. hatte ihn schon ersuchen lassen, jeden Antrag auf eine solche Ehescheidung zurückzuweisen. Der Papst erwiderte den englischen Abgesandten, „er wolle sich dem Könige in allem gefällig zeigen, was sich mit Ehre und Billigkeit vertrage; aber Heinrich VIII. solle keine offenbare Ungerechtigkeit von ihm verlangen.“ Nachdem zuerst eine zu diesem Zwecke berufene Kongregation von Kardinälen und anderen gelehrten Männern sich gegen die Ehescheidung ausgesprochen, wollte der Papst, auf das Drängen der Abgesandten, dem Kardinal Wolsey Vollmacht geben, die Angelegenheit, zusammen mit gewiegten Theologen und Rechtsgelehrten, zu untersuchen und zu entscheiden: nämlich ob die Bulle Julius' II. auf Vorspiegelung falscher Thatsachen beruhe und somit erschlichen sei; denn da durch die in dieser Bulle enthaltene Dispens die Gültigkeit der Ehe begründet werde, so sei letztere von vornherein ungültig, wenn die Bulle auf einen falschen Thatbestand sich stütze. Doch Wolsey schreckte jetzt vor der Verantwortlichkeit zurück. Er erklärte vor dem Könige, er sei bereit, ihm alles zu opfern: guten Namen, Vermögen, Größe, sein Leben, aber nicht sein Gewissen; müßte er nach sorgfältiger Untersuchung dazu kommen, die Bulle Julius' II. für echt zu erklären, so würde er dies ohne weiteres im Urteile aussprechen. Er verlangte zum mindesten, daß ein besonderer Abgesandter Roms ihm zur Seite stehe. Da erst betraute, auf den Antrag des

Königs hin, der Papst den Kardinal Campeggio mit der Regelung der Sache. Dieser reiste nach England. Klemens VII. wollte Zeit gewinnen. Er hoffte darauf, daß die Leidenschaft des Königs sich legen werde, und empfahl dem Legaten, mit Langsamkeit vorzugehen und nichts endgültig zu entscheiden.

Man hat Klemens VII. sein Zaudern und Schwanken in dieser Sache sehr zum Vorwurfe gemacht. Ranke sagt von ihm: „Das Schwanken Klemens VII. ist sehr erklärlich, sehr menschlich; aber dem Begriffe der Würde, die er bekleidete, entsprach es nicht. Eben darum sollte es einen unabhängigen obersten Priester geben, damit in den Streitigkeiten der Fürsten ohne Ansehen der Person nach Befund Recht gesprochen werde.“ Pallavicini (l. c. lib. 3) meint: „In Klemens VII. herrschte die Furcht vor, ein Gefühl, welches den Menschen eine zu hohe Meinung von anderen fassen läßt, ihn selbst aber bei den anderen verächtlich macht. Übrigens muß anerkannt werden, daß er sehr viele Fähigkeiten, einen großen Geschäftseifer und eine seltene Ueberredungsgabe besaß, Eigenschaften, die, vereint mit seinem unbescholtenen Lebenswandel, ihn zu einem vortrefflichen Staatsminister gemacht hätten, die aber nicht hinreichend waren, einen großen Fürsten aus ihm zu machen.“

Diese und ähnliche Urteile sind mit großer Vorsicht und nur bedingungsweise zu unterschreiben. Der wahrnehmbare Erfolg war gegen den Papst. Wäre derselbe für ihn gewesen, so hätte man sein Zaudern weises Zurückhalten, seine Furcht Klugheit genannt Würde er, wie einmal die Sachen lagen, schnell seine Entscheidung getroffen haben, so hätte man ihm Ungestüm und Rücksichtslosigkeit vorgeworfen. In der Führung dieses Eheprozesses kann dem Papste niemand mit Rücksicht auf das kanonische Recht einen Vorwurf machen. Er hat eine würdige, eingehende, unparteiische Prüfung der beiderseitigen Gründe eintreten lassen. Seinen endgültigen Rechtsspruch schob er auf, damit er sich keiner Übereilung schuldig mache. Oder wäre es denn unzulässig, daß er vielleicht auch mit dem Erlöschen der Leidenschaft rechnete und deshalb der Zeit ihr Werk in etwa überließ? Kaum war der endgültige Spruch gefällt, da starb Katharina. Der Papst war zu hart mit England, sagen jetzt die Anglikaner; hätte er noch einige Monate gewartet, wie er Jahre lang die Entscheidung hinausgeschoben, so wäre der Gegenstand des ganzen Streites mit dem Tode der Königin entfernt gewesen. Ja freilich; würde der Papst diesen Todesfall vorausgewußt haben, so hätte er vielleicht noch Mittel gefunden, um zu warten. Aber die Päpste müssen ebenso wie andere Richter mit den ihnen zugänglichen Verhältnissen rechnen, nicht mit Thatsachen, die der Zukunft angehören. Wir werden sogleich sehen, ob der Fortgang des Prozesses den Vorwurf der Härte rechtfertigt.

Ein Geschichtsschreiber jener Zeiten versuchte zu behaupten, daß dem Kardinal Campeggio eine Bulle eingehändigt worden sei, in welcher die Ehe mit Katharina für ungültig erklärt wurde. Der Kardinal sollte sie vertraulich dem Könige vorzeigen, um ihn bei guter Stimmung zu erhalten; aber er sollte von dieser Bulle nicht eher öffentlichen Gebrauch machen, bis er nicht vom Papste durch einen besonderen Befehl dazu

ermächtigt worden wäre. Diese Bulle sei dann auf Anordnung des Papstes im Jahre 1529 vom Kardinal, zum größten Mißfallen Heinrichs, zerstört worden. Eine solche Bulle hat nie existiert. Sie kann, wie der ganze Verlauf des Prozesses darthun wird, nie existiert haben. Es handelt sich da um eine jener Fälschungen von seiten der Freunde des Schisma, wie wir deren noch häufig in diesem ganzen Handel finden werden.

Campeggio war eine der Leuchten jenes Jahrhunderts. Nach dem Tode seiner Frau im Jahre 1509 hatte er sich weihen lassen und ward im Jahre 1517 Kardinal. Unter Leo X. und Hadrian VI. bereits war er zu den wichtigsten Verhandlungen verwendet worden. Heinrich VIII. hatte ihm in seinem Lande das Bistum Salisbury verliehen und ihm in Rom einen prachtvoll ausmöblierten Palast geschenkt. Die Person also, welche der Papst, um die Verhandlungen zu führen, auswählte, stand bei Heinrich VIII. in hoher Gunst. Eine dem Könige angenehmere konnte man nicht finden. Campeggio ermahnte, im Namen des Papstes, zuvörderst den König, auf seine verhängnisvolle Absicht zu verzichten. Er stellte ihm vor, wie eine derartige Scheidung seinen Ruf beeinträchtigen müsse, wie sehr das Volk seine Unzufriedenheit schon jetzt äußere, wie schwer der Kaiser beleidigt werde, wenn man seine Tante als Kebsweib und deren Kind als Bastard erkläre. Es half nichts. Andererseits suchte er auf Katharina einzuwirken. Sie möge von einem Fürsten sich freiwillig trennen, dessen Zuneigung sie nicht mehr besitze; der Ruhe des Landes möge sie ihre eigene Ruhe zum Opfer bringen, durch einen heroischen Akt dem Schisma vorbeugen, welches dem Reiche drohe. Katharina verwarf alle Vorschläge, schon um ihres Kindes willen. Die Verhandlungen drehten sich jetzt um den Wortlaut der Bulle Julius' II., in welcher man zweifelhafte, mehrfacher Deutung fähige Ausdrücke entdecken wollte. Katharina wies die ihr aus Spanien zugesandte Abschrift eines Breve Julius' II. vor, das vom selben Tage wie die Bulle datiert war, und ebenfalls die Dispens enthielt, aber ohne jene zweifelhaften Ausdrücke. Mit der Bulle also war für die Freunde Heinrich' nichts anzufangen. Um auf das Gericht einen Druck auszuüben, rief der König Anna v. Bouleyn öffentlich zu sich und behandelte sie wie eine Königin. Er drohte ausdrücklich, mit Rom zu brechen. Zugleich sandte er Boten nach Rom, um den Papst einzuladen, er möge von seiner Apostolischen Machtvollkommenheit Gebrauch machen und sich über die Gesetze stellen, über die Formen geordneten rechtlichen Vorgehens. Klemens VII. antwortete: Man hat Richter verlangt; sie sind da, daß sie rechtsprechen; er werde und könne bloß auf sein Gewissen hören.

Am 21. Juni 1529 fand die Gerichtssitzung statt. Der König saß im Parlamentssaale rechts von den beiden Kardinälen, die Königin links. Katharina protestierte gegen die Richter und den Ort. Die Richter seien nicht unabhängig, denn sie besäßen Pfründen im Reiche; sie selber sei eine Ausländerin, gehöre also nicht vor ein englisches Gericht. Dann kniete sie vor dem König nieder und sprach: „Ich rufe Gott zum Zeugen an, daß ich immer Euer treues und rechtschaffenes Weib

war, daß ich mir beständig zur Pflicht machte, zu thun nach Euerem Wohlgefallen. Ich war jahrelang Euere Gattin und habe Euch viel Kinder geboren. Gott weiß, daß ich eine Jungfrau war, als ich zu Euch kam, und Euer Gewissen muß Euch dasselbe sagen. Giebt es ein Vergehen, das mir zur Last gelegt werden kann, so will ich mich gern mit Schande bedeckt entfernen; giebt es keines, so bitte ich Euch um Gerechtigkeit." Dann verließ sie den Saal. Der Eindruck ihrer Worte war groß. Heinrich selber mußte sagen, sie sei stets eine gehorsame Gattin gewesen; sein Verfahren rühre nicht von Mißfallen an ihr, sondern nur von der Zartheit seines Gewissens her.

Es existierte eine Protestation im Namen Heinrichs gegen seine Heirat mit Katharina, die erlassen worden, ehe die Heirat noch geschlossen war. Der öffentliche Notar Ribben hatte sie gemacht. Aber nach dem Zeugnisse des Bischofs von Wincester, Fox, war König Heinrich VIII. gar nicht gegenwärtig, als man den Akt verfaßte; er hat ihn auch nicht unterschrieben und kannte ihn nicht einmal. Sein Vater war der Anlaß dazu gewesen. Trotzdem dieser die Ehe wollte, hat er diese Protestation entworfen, damit er die volle Mitgift der Prinzessin in ihrer ganzen Höhe vom Könige von Spanien ausbezahlt erhielte. Am 23. Juli erklärte Campeggio im Namen der Richter, die Königin habe sie als Richter verworfen und an den Papst appelliert; somit müsse die Sache an den Apostolischen Stuhl.

Heinrich' VIII. Zorn entflammte durch diesen Ausgang des Prozesses. Er hat eben darum denselben nach England ziehen wollen, damit die Richter seinen Einflüssen zugänglicher seien. Nichts beweist so sehr seinen schlechten Glauben, als die Scheu, die Gerechtigkeit allein könne den Ausschlag geben. Wolsey war das erste Opfer des königlichen Zornes. Es war jener Mann, der aus politischen Gründen in der Umgebung des Königs den ersten Anstoß zum Bezweifeln der Rechtsgültigkeit des Ehebandes zwischen Heinrich und Katharina gegeben hatte. Er erntete zuerst den Lohn. Am 9. Oktober wurde er angeklagt, er habe als Legat das Statut Praemunire vom Jahre 1393 verletzt, welches jeden Anteil an dem Versuche, zum Nachteil der königlichen Machtvollkommenheit eine kirchliche Pfründe von Rom aus zu besetzen, mit schwerer Strafe bedrohte. Mit Würde trug Wolsey sein Unglück. Obschon der König seine Stellung als Legat genehmigt hatte, erklärte Wolsey doch, er habe gefehlt, wenn auch unwissend, und stelle sich der königlichen Gnade anheim. Er gab seine Siegel ab, überließ sein auf eine Million Kronen geschätztes Vermögen dem Könige und behielt sich nur das Erzbistum York vor. Am 4. November wurde er des Hochverrats angeklagt. Auf dem Wege von seiner Diöcese erkrankte er tödlich; der Kummer rieb schnell seine Kräfte auf. Dem König ließ er noch sagen, er möge sich alles ins Gedächtnis rufen, was zwischen ihnen vorgefallen, er habe oft vor ihm auf den Knieen gelegen und manchmal stundenlang, um ihn von seinen Lüsten abzubringen, aber vergebens; denn „eher werde der König sein halbes Königreich in Gefahr bringen, als er seinen Willen in etwas aufgebe. Hätte ich nur Gott so fleißig gedient, wie ich dem König gedient habe, er würde mich nicht verlassen

haben in meinen grauen Haaren. Aber das ist der rechte Lohn dafür, daß ich bei meiner Mühe und bei meinem Nachsinnen nicht meinen Dienst gegen Gott, sondern nur meine Pflicht gegen meinen Fürsten vor Augen hatte.“ (Weiß, Weltg. Bd. IV, S. 443.)

Jetzt begannen zwei Männer aufzutreten, die auf Heinrich den verderblichsten Einfluß ausübten und ihn zum offenen Bruche mit Rom trieben: Cranmer und Cromwell. Thomas Cranmer hatte in Cambridge studiert und im Alter von zweiundzwanzig Jahren eine Wirtshausmagd geheiratet. Witwer geworden, hatte er sich dem geistlichen Stande zugewandt; trotzdem aber später auf seinen Reisen durch Deutschland, wo er den Protestantismus kennen lernte, heimlich die Nichte Osianders in Tübingen geheiratet. Er äußerte einmal in einer Unterredung mit Fox und Gardiner, im Jahre 1530, der König müßte gegen den Papst an die Universitäten appellieren. Als man dies dem König mitteilte, rief er aus: „Heilige Maria, ich halte die Sau an den Ohren fest.“ Er ließ Cranmer kommen und gab ihm den Auftrag, er möchte zu diesem Behufe, damit sie nämlich den Universitäten vorgelegt werde, eine Schrift für die Ungültigkeitserklärung der Ehe abfassen. Cranmer „bewies“ mit Schrift- und Väterstellen, daß Heinrich mit Katharina nicht zusammenleben dürfe. Er wußte genau, nach dem Zeugnisse Todd', welchen Zweck er verfolgte: England sollte „dem Joche jener heiligen Monarchie entrissen werden, welche mit ihren abergläubischen Lehrsätzen durch so viele Jahrhunderte hindurch auf dem menschlichen Geiste lastete“. Man darf solche Umstände nicht übersehen. Es ist nicht die Schuld des Papsttums, daß der katholischen Kirche England verloren ging. Heinrich VIII. nannte schon damals Klemens VII. bloß Bischof von Rom. Wenn er auch noch nicht klar durchschaute, wohin er getrieben wurde, so ward ihm doch der Gedanke immer vertrauter, sein Land von Rom loszureißen. In jedem Falle wollte er die Ehescheidung; und zugleich wußte er, daß sie rechtlicherweise nicht zugestanden werden konnte. Wäre letzteres geschehen, so hätte der König erst recht einen Grund gehabt, sich von Rom zu trennen; denn Rom hätte eine gültige Ehe geschieden, was nicht in seiner Gewalt liegt. Es handelte sich für jetzt darum, den König vor seinem Volke und vor Europa zu rechtfertigen. Mochte dann der Papst entscheiden wie er wollte; immer war in den Augen derer, die zur Trennung trieben, eine Handhabe geschaffen, um sie früher oder später zu gebrauchen.

Es begann jetzt das Bewerben um die Stimmen der Universitäten. Auf die Gründe, die Cranmer gesammelt, hatte man wenig Vertrauen. Das Gold und die Gewalt bildeten eine bessere Stütze. In Oxford setzte man mehrere Lehrer gefangen, andere schloß man aus; darauf nahmen die acht Kommissare das Siegel der Universität und bestempelten ihr Papier. Dies war das Votum der Universität Oxford. In Cambridge gewann man sechzehn Mitglieder des Lehrkörpers, diese aber auch nur bedingungsweise. Von Paris berichtet Dumoulin, die fünfzig Stimmen, welche dort für die Scheidung gestimmt hätten, wären durch englisches Geld gekauft worden; und noch dazu: als man am nächsten Tage die zweite entscheidende Abstimmung machen wollte, seien

die Akten verschwunden gewesen. In Deutschland weigerten sich Luther, Melanchthon, Oecolampadius für die Ehescheidung einzutreten; denn eben war zwischen dem Kaiser und dem Bunde der protestantischen Fürsten ein Übereinkommen zu Nürnberg unterzeichnet worden. In Italien wurde offen bestochen und gefälscht: in Bologna, Ferrara, Padua. Auf Grund dessen bekam man einige günstige Gutachten und Heinrich VIII. erhielt beglückwünschende Schreiben. „Siehe da," schreibt Kardinal Polus mit bitterer Ironie, „ein Brief aus Bologna, wo die Gemahlin Heinrich' eine Konkubine genannt wird; da einer aus Padua, wo seine Tochter Maria als Bastard gekennzeichnet ist; dort noch einer aus Orléans, wo der König sich selbst als Blutschänder wiederfindet. Heinrich bewahrt diese Brief wie echte Perlen auf und zeigt sie triumphierend seiner Maitresse."

Einzig dort halfen alle diese Hilfsmittel nichts, wofür sie in erster Linie in Anwendung gebracht worden waren. Klemens VII. ließ sich durch alle diese Gutachten nicht einschüchtern. Eine neue Gesandtschaft wurde nach Rom geschickt. Sie konnte nichts erreichen. Einige Lords schrieben an den Papst und drohten mit der Losreißung Englands. Der Papst war weder Schmeicheleien noch Drohungen zugänglich. Er begnügte sich, zu protestieren, daß er jemals, auch nur im geringsten, der weltlichen Autorität des Fürsten zu nahe getreten sei. Man drängte die Königin, sie möchte ihre Sache einer Kommission von acht angesehenen Theologen und Kanonisten in England überlassen. Sie erwiderte: Sie sei bloß eine Frau, sie verstehe nichts von theologischen Kontroversen; sie wisse nur, daß weder Heinrich VII. noch Ferdinand von Kastilien ihre Zustimmung zu einer blutschänderischen, sakrilegischen Verbindung gegeben hätten; sie bitte Gott, die Skrupeln ihres Gatten zu zerstreuen; sie sei seine gesetzmäßige Gattin und wolle sterben als Englands Königin. Heinrich schimpfte auf den Papst, als auf einen unwissenden Priester, der die Heilige Schrift nicht kenne, zumal als so viele, wie sie betonten, durch ihr Gewissen getrieben, in allen Ländern öffentlich für die Rechte der Königin eintraten: in England Fischer von Rochester, Holiman von Bristol, Abel sein Sekretär; in Spanien Franz Rozas, Alf. Vervesius, Alf. de Castro; in Portugal Alvarez Gomez; in Deutschland Cochläus; in Italien Cajetan und Nogarola. Doch zum letzten Schritte ward Heinrich VIII. durch Cromwell getrieben.

Als nichts gelang, war der König trübsinnig geworden. Er soll gemeint haben, nie hätte er sich um die Scheidung beworben, würde man ihm nicht gesagt haben, die Sache würde leicht gehen. Wolsey, der den König jedenfalls kannte, ist, wie wir gehört, nicht dieser Ansicht. Er hielt den König für so hartnäckig, daß ihn von seinem Willen auch nicht der Verlust des halben Königreichs abschrecken würde. Da verlangte ein gewisser Cromwell Audienz beim König, entschlossen, wie er sagte, die Sache zum Biegen oder zum Brechen zu bringen. Er war der Sohn eines Walkmüllers, hatte sich als Soldat und als Kaufmann in Italien herumgetrieben und die Grundsätze Machiavelli' eingesogen, war dann von Wolsey angestellt und zum Verweser kirchlicher Ländereien gemacht worden. Als Wolsey in Ungnade gefallen war, verließ ihn Cromwell und suchte die Gunst des Königs. Er hielt dem König

vor, die Frage sei von den königlichen Räten zu nachlässig betrieben worden; man habe die Entscheidungen der Universitäten, die Ansicht der Theologen, den Text der Heiligen Schrift, die Aussprüche der Väter, alles, was zur Beruhigung eines zarten Gewissens dienen kann. Indessen bemühe man sich seit mehreren Jahren um die Entscheidung des Papstes und könne sie nicht bekommen. Wenn nun Klemens die Ehescheidung verwirft, solle man dann seine Pflicht darin sehen, sich dem Ausspruche zu unterwerfen? Man möge doch schauen, wie die deutschen Fürsten es gemacht haben, als Rom ihre Beschwerden nicht hören wollte. Sie hätten sich selbst ihr Recht verschafft. Könne nicht der König von England, mit Hilfe seines Parlaments, sich zum Oberhaupte der Kirche in seinem Lande machen? Jetzt biete England das Ansehen eines Ungeheuers mit zwei Köpfen. Daß der König die geistige Gewalt wieder an sich reiße, die ein fremder Bischof sich angemaßt; daß er selber der Bischof sei für seinen Klerus, und der Klerus, dessen Vermögen und Leben in der Hand des Königs sich finde, werde zitternd gehorchen! Der Priester leiste dem Fürsten einen Eid und ebenso dem Papste, also sei der König nur ein halber Souverän und der Priester nur zur Hälfte sein Unterthan. Der König schien bei solcher Rede aus einem tiefen Schlafe zu erwachen. Cromwell fuhr fort und schlug vor, für jetzt vor allem den Klerus gefügig zu machen. Derselbe habe die vermeintliche Gerichtsbarkeit Wolsey' anerkannt, welche gegen das Statut Praemunire gewesen, und somit habe auch die gesamte Geistlichkeit am Vergehen des Kardinals teilgenommen.

Heinrich bekommt jetzt neuen Mut. Cromwell wird zum Mitglied des geheimen Rates ernannt und empfängt am nächsten Tage vom Könige einen Ring mit der Vollmacht, die gesamte Geistlichkeit vor den König zu rufen. In der Versammlung liest Cromwell zuerst seine königlichen Vollmachten vor, macht eine lange Rede über die Treue, welche jeder Engländer seinem Fürsten schuldig sei und wirft dann dem ganzen Klerus Felonie und Verrat vor; denn derselbe habe einem päpstlichen Legaten Unterwürfigkeit erzeigt, der das praemunire verletzt und somit Staatsverrat begangen habe. Sie seien also des gleichen Verbrechens schuldig, das, wie sie wüßten, mit körperlichen Strafen und Einziehung der Güter geahndet werde. Die Mitglieder des Klerus drücken ihren Unwillen aus und wollen sprechen. Cromwell hört sie nicht an. Er erklärt, im Falle der Reue könnten sie die Verzeihung des Fürsten erlangen. Binnen drei Tagen werde er den königlichen Willen mitteilen. Nach drei Tagen wurden zwei Fragen vorgelegt: 1) Verbietet das göttliche Gesetz jede Heirat zwischen Schwager und Schwägerin? 2) War die Ehe Arthur' und Katharina' vollzogen, konsummiert worden? Beide Fragen wurden bejaht. Sodann bieten die „Schuldigen“ in ihrer Angst hunderttausend Pfund. Der König nimmt dies nicht an, wenn nicht in der Einleitung des betreffenden Aktes eine Klausel eingefügt wird, wonach Heinrich VIII. als höchstes Oberhaupt der Kirche von England anerkannt wird. Der Bischof von Durham erklärt: „Soll damit gesagt sein, daß der König das erste Oberhaupt in zeitlichen Dingen ist, so erscheint die Klausel als etwas Unnützes,

5*

denn wir alle anerkennen ihn als solches; soll damit aber ausgedrückt werden, daß der Monarch zugleich der oberste Bischof ist, so steht das der Lehre der Kirche entgegen und wir müssen solche Gewaltthätigkeit, deren Gegenteil wir lehren, tadeln." Keiner hatte den Mut, dieser Sprache zuzustimmen. Nach langen, traurigen Erörterungen schlug der Erzbischof von Canterbury vor, man solle die Klausel unterschreiben mit dem Zusatze „soweit das Gesetz Christi es erlaubt" (quantum per legem Christi liceat). Der König ließ nach längerem Zögern den Zusatz „quantum" und unterzeichnete die Gnadenbewilligung. Die Bill ging im Hause der Lords und der Gemeinen durch. Der Anfang des Schisma war gemacht.

Ungefähr ein Jahr nach diesem Beschlusse, im Dezember 1532, kam von Rom eine ernste Mahnung, der König solle Katharina als seine wahre Gattin ehren und die Anna Boleyn fortjagen. Heinrich antwortete mit einem Briefe in der Manier Luthers. Zudem ließ er nach dem Rate Cromwells durch Parlamentsbeschluß die Annaten abschaffen und verlangte von der Geistlichkeit das Versprechen, nie mehr ohne königliche Genehmigung Satzungen zu entwerfen und zu veröffentlichen. Rom erwiderte auf diesen Angriff mit einer öffentlichen Klage, daß Heinrich allem Anstande zum Hohne noch immer mit seiner Buhlerin lebe, und mit der Drohung des Bannes, wenn beide binnen vier Wochen nach Empfang dieses Breves sich nicht voneinander trennten. Die Entscheidung in der Hauptfrage war damit noch nicht gegeben.

Cranmer war indessen, mit Zustimmung Roms, Erzbischof von Canterbury geworden. Seine Ehe mit Osiander' Nichte blieb geheim. Er erklärte, er leiste den Eid des Gehorsams gegen den Papst nur der Form halber und verpflichte sich dadurch zu Nichts, was den Rechten des Königs nachteilig sei und Änderungen hindere, welche der König für die Kirche als nützlich erachte. Als Erzbischof von Canterbury vollzog jetzt Cranmer die Scheidung der Ehe Heinrichs mit Katharina. Am 25. Januar 1533 hatte sich bereits der König heimlich mit Anna vermählt. Zwei Kammerdiener und ein Kammermädchen waren Zeugen. Dem Kaplan, der die Trauung vollzog, wurde versichert, daß der Papst diese Ehe gebilligt habe. Am 1. Juni 1533 war Anna' Krönung, nachdem Cranmer öffentlich die Ehe als eine rechtmäßige und das Kind Katharina' als Bastard erklärt hatte. Katharina erhielt den Titel „verwitwete Prinzessin von Wales" und ein kleines Einkommen, wurde auf ein fernes Landgut gesandt und sogar von ihrer Tochter Maria getrennt. Als sie abreiste, erklärte sie noch laut: „Und trotz allem bin ich seine rechtmäßige Frau."

Der König scheute noch immer, den letzten entscheidenden Schritt zu thun und vor aller Welt England vom Centrum der katholischen Einheit loszureißen. Klemens VII. annullierte die Entscheidung Cranmer' und exkommunizierte Heinrich und Anna, wenn sie nicht vor Ende September sich trennten. Heinrich schien nachgeben zu wollen. Er schickte Gesandte nach Marseille, wo der Papst und der König von Frankreich sich aufhielten. Diese aber traten mit so ungewöhnlicher Kühnheit auf, daß selbst der König von Frankreich es ihnen verwies und seinen Wunsch

aussprach, Seine Heiligkeit möge in dieser Sache nur durch seine Pflicht und die Gerechtigkeit sich leiten lassen. Der Papst übersah das Benehmen der Gesandten und sagte, er wolle die Entscheidung aussprechen, wenn er wieder in Rom sein werde; man solle ihn nicht beschuldigen, daß er nicht alle Mittel der Geduld erschöpft, daß er in Übereilung gehandelt habe. Von Rom aus wurde der König von England noch einmal aufgefordert, vor dem Richterstuhle des Papstes zu erscheinen, sonst würde in contumaciam gegen ihn vorgegangen. Der König von Frankreich hatte durch den Bischof Bellay von Paris dem Papste die Hoffnung ausgedrückt, Heinrich VIII. zurückzuführen. Aber der letztere ließ, anstatt sich zu äußern, Papst und Kardinäle öffentlich verspotten.

Da endlich gab Klemens VII. im Konsistorium vom 23. März 1534 in der lange schwebenden Angelegenheit die Schlußentscheidung: Die Ehe Heinrichs mit Katharina wurde für gültig erklärt. Man sollte meinen, der Papst habe lange genug gewartet. Aber nein; die Anglikaner halten die Entscheidung für eine übereilte. Warum? Wenige Tage (Belcari sagt 2, lib. 20, num. 54; der englische Verfasser des Lebens Heinrichs 6.) nach der Abfassung des Urteils langte die Antwort des Königs in Rom an. Dieser, der in Furcht vor äußeren und inneren Unruhen war, wollte sich unterwerfen; aber 1) müßte die Exkommunikation aufgehoben; 2) einige Kardinäle, die ihm parteiisch schienen, von der Untersuchung ausgeschlossen; 3) Delegaten, auf die kein Verdacht fallen könne, nach Cambray gesandt werden, wohin auch er seine Bevollmächtigten senden wolle. Kamen die Boten Heinrich' nicht absichtlich zu spät? Zeit genug war ihnen gelassen worden, um zur rechten Zeit da zu sein. Wie aber stand es mit seinen drei Forderungen? Es sollte 1) die Exkommunikation aufgehoben werden. Entweder wollte er sich von der Buhlerin trennen; dann war die Exkommunikation von selbst aufgehoben. Oder er wollte mit ihr weiter leben; dann war die Aufhebung der Exkommunikation eine Billigung des Zusammenlebens. Heinrich hatte seinen Zweck erreicht und konnte in Cambray die Verhandlungen in die Länge ziehen, bis irgend ein Zufall, vielleicht der Tod Katharina', ihm half. Dazu dienten trefflich die beiden anderen Forderungen. Denn es war ja leicht, einem Delegaten den Vorwurf der Parteilichkeit zu machen und ihn dadurch von der Teilnahme an der Untersuchung auszuschließen. Wir sind überzeugt, daß, wenn auch die Boten Heinrichs vor dem Urteile gekommen wären, der Papst auf diese Forderungen keine Rücksicht hätte nehmen können.

Weder von Härte noch von Übereilung kann bei Klemens VII. mit Bezug auf England die Rede sein. Nur Katharina könnte klagen und ihr Neffe, Kaiser Karl V. Die Zögerung des Papstes, sein Eingehen auf alle Wünsche des Königs, die mit der Ehre des Apostolischen Stuhles irgend vereinbar waren, kam bloß dem Könige zugute. Von Anfang an lag die Sache so, daß die Ungültigkeitserklärung der Ehe mit Katharina zu den Unwahrscheinlichkeiten gehörte. Der Papst ließ so viele Untersuchungen zu, damit es für jeden nach allen Seiten hin feststehe und offenbar erscheine, aus welchen Gründen die Bitte eines Mannes, der bis dahin so viele Dienste dem Papsttum geleistet hatte,

vom Oberhaupte der Christenheit nicht erfüllt werden dürfe. Es mußte alles gethan werden, um weder der Ehre Katharina' und ihrer Tochter zu nahe zu treten noch das Ansehen des Königs zu mindern. Welche menschliche Beweggründe in seinem Innern Klemens VII. für die Einzelheiten in seinem Vorgehen gehabt, das entzieht sich der geschichtlichen Forschung. Seine Haltung in der ganzen Angelegenheit, soweit sie nach außen tritt und dem Urteile unterliegt, erscheint tadellos und verdient am allerwenigsten von seiten der Anglikaner den Vorwurf der Härte oder Übereilung.

Spondanus berichtet (ad an. 1536), Heinrich soll von der Kunde dieser endgültigen Entscheidung des Papstes im höchsten Grade erschüttert worden sein. Lange Zeit schwankte er zwischen den Gefühlen der Religion und der Ehre einerseits, sowie den Gefühlen der Leidenschaft und des beleidigten Stolzes andererseits. Letztere behielten die Oberhand. Er verbot nun im ganzen Königreiche, dem Papste jede Art von Gehorsam zu leisten, erklärte sich selbst für das Oberhaupt der Kirche und gebot der Geistlichkeit, ihn als Oberhaupt anzuerkennen. Die gewöhnlichen Gebete für den Papst mußten auf seinen Befehl unterbleiben, statt derselben aber ließ er in der Litanei hinzufügen: Vor der Tyrannei des Römischen Papstes behüte uns, o Herr. Die Bischofsernennungen sollten dem Papste nicht mehr zur Bestätigung vorgelegt werden; nur der König allein ernannte und bestätigte. Wie alle Zahlungen an die päpstliche Kammer, so sollten auch alle Gnaden und Indulgenzen von seiten Roms aufhören und solche einzig beim Erzbischofe von Canterbury nachgesucht werden. Damit hatte sich England der Gewalt des Papstes ganz und gar entzogen und der Verband mit der katholischen Kirche hörte auf. Cromwell wurde zum Generalvikar des Königs ernannt und ging sogar dem Erzbischofe von Canterbury vor. Die Befugnisse der geistlichen Behörden wurden für einen Monat suspendiert; alle mußten um ihre Wiedereinsetzung bitten und erhielten dann ihre Bestallung im Namen des Königs. Katharina starb am 6. Januar 1536. Der letzte Wunsch, ihre Tochter Maria noch einmal zu sehen, wurde ihr nicht bewilligt. Maria war von ihr getrennt worden, damit sie nicht die Grundsätze der Mutter einsauge. Sterbend diktierte sie noch einen rührenden Brief an ihren Gemahl, worin sie alles Unrecht, das er ihr zugefügt, ihm vergab und ihn bat, an sein Seelenheil zu denken, seine Tochter Maria zu schützen und ihre Dienerinnen nicht zu verlassen. Heinrich weinte, als er den Brief las. Er schickte ihr fröhliche Botschaft; aber als der Bote eintraf, war die Königin schon eine Leiche. Heinrich ließ den ganzen Hof Trauer anlegen.

Das Schisma war vollendet. Keiner hat es gewollt, sagt Lord Halifax. Dies ist gewiß mit Rücksicht auf den Papst. Wie steht es mit Heinrich VIII.? Gewiß ist da ebenfalls, daß seine leitende Absicht nicht die war, England von der Römischen Kirche zu trennen. Vielmehr schreckte er, oft genug, davor zurück. Wir halten seine Ausdrücke, wie z. B., er würde nie angefangen haben, wenn er solche Schwierigkeiten und ein solches Ende vorausgesehen, für echt. Heinrich wollte katholisch bleiben. Wir würden auch jenem nicht unrecht geben, welcher behaupten

wollte, seine Maßnahmen gegen den Papst seien bloß Schreckschüsse gewesen. Aber dies hindert nicht, daß Heinrich wirklich das Schisma gewollt hat. Mag er sich durch Cranmer und Cromwell haben weiter treiben lassen als er wollte, das Eine Entscheidende ist hier: Heinrich wollte seiner mit Gottes Gesetz in Widerspruch stehenden Leidenschaft nicht entsagen. Wer mutwillig Krieg anfängt, ist verantwortlich für das darin vergossene Blut, wenn er auch daran nicht gedacht hat, sondern bloß an den Ruhm. Man kennt die Gewalt einer nicht gezähmten Leidenschaft nicht, wenn man meint, es wäre anders gekommen, wenn Wolsey oder ein anderer dem königlichen Verlangen gleich im Beginne entschieden widerstanden hätte. Widerstand facht die leidenschaftliche Glut nur an. Das einzig Richtige vom menschlichen Standpunkte aus war die Art und Weise, wie der Papst vorging. Die Zeit allein hat Gewalt über die Leidenschaft. Wir sagen nicht, daß vom kirchlichen Standpunkte aus der Papst unfehlbar richtig verfuhr. Aber wer wollte sagen, wie es hätte gemacht werden müssen? Gregor VII. war gewiß nicht einer der schwächlichen Päpste. Indessen wie lange hat er, wie lange hat sein Vorgänger Alexander II., unter dem er ja auch schon die ausschlaggebende Stimme hatte, gewartet, wie hat er alle friedlichen Mittel, auf Heinrich IV. einzuwirken, erschöpft, ehe er die Hand erhob, um das ungehorsame Kind zu züchtigen!

Heinrich VIII. wollte katholisch bleiben. Er spricht in seinen Artikeln denen die Seligkeit ab, welche außerhalb der katholischen Kirche stehen. Es ist dies die Fiktion, unter der auch aufrichtige Mitglieder der Anglikanischen Kirche, wie Lord Halifax, leiden. Man begreift es schwer, wie man solchen Ideen nachhängen kann. Die katholische Kirche ist ein gesellschaftliches Ganze und hat sonach ein Oberhaupt. Wer mit diesem Oberhaupte nicht in Verbindung steht, der ist außerhalb des gesellschaftlichen Ganzen. Er kann, wie Augustin oben sagte, noch das Aeußere der Rebe behalten; aber er nimmt nicht mehr am Leben des Weinstockes teil. Lord Halifax erkennt selbst an, daß nur vermittelst der Römischen die Anglikanische Kirche in lebendig kräftige Verbindung mit allen anderen treten kann. Also hört diese Verbindung, d. h. der Charakter des Katholischen auf, sobald man sich von Rom trennt. Der Name „Anglikanisch" selbst deutet auf die Beschränkung hin, die mit dem „Katholischen" nicht vereint werden kann.

Der Standpunkt, welchen Lord Halifax mit vielen Anglikanern einnimmt, ist ebenso widerspruchsvoll und nichts als ein einschläferndes Ruhekissen für das Gewissen wie jener, auf dem Heinrich VIII. stand. Lord Halifax betont des öfteren, sie seien in der Lehre wesentlich Eins mit der Römischen Kirche. Die Hauptsache fehlt: Die Grundlage der christlichen Offenbarung ist das Empfangen. Soll die Glaubenslehre wahrhaft die katholische sein, so muß sie als eine empfangene dastehen. Von wem empfangen? Von demjenigen, zu dem gesagt worden: „Du bist der Fels und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen", oder: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe". Petrus hatte gesagt: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes". Dies hatte aber er selbst empfangen. Denn der Heiland spricht: „Dies hat dir nicht

Fleisch und Blut geoffenbart, sondern mein Vater, der im Himmel ist." Petrus war auserwählt, daß er zuerst vom Himmel die Wahrheit empfange und daß von ihm alle anderen sie empfangen. Ist dieses Band, vom Himmel durch Petrus zu empfangen, welches der himmlische Vater selbst geknüpft und der Heiland verkündet hat, zerrissen; so hört die Lehre der betreffenden Kirche auf, eine katholische zu sein, mag sie auch dem Wortlaute nach mit ihr übereinstimmen. Erläßt der Rebell dieselben Gesetze wie der König, so erhalten damit letztere trotzdem nicht die mindeste Verbindlichkeit; denn ihr Ursprung ist fehlerhaft. Es ist so, wie Cyprian ausführt: „Wer nicht mit Petrus sammelt, der zerstreut;" denn Christus hat gewollt, daß in Petrus und seinen Nachfolgern gesammelt werden soll. Wer nicht in der Verbindung mit Rom ist, soll sich keiner Täuschung hingeben. Er ist nicht in der Verbindung mit Christo. Es giebt für den einzelnen Getrennten Entschuldigungsgründe. Er kann sein Heil finden in seinem guten, aufrichtigen Willen, der Kirche zuzugehören; aber geleugnet kann der sachliche Thatbestand nicht werden. Wer sich vom Oberhaupte einer Gesellschaft trennt, hat an dieser keinen rechtmäßigen Anteil mehr. Wer dem König nicht folgt, ist Rebell gegen die Staatsordnung.

Heinrich VIII. ist beim bloßen Schisma stehen geblieben, ebenso wie heute die Partei des Lord Halifax meint, nur die Verbindung mit Rom fehle der Anglikanischen Kirche. Es hat indessen nicht an Versuchen gefehlt, das Schisma mit der protestantischen Häresie in Deutschland zu verbinden. Cranmer und Cromwell waren ja im Herzen protestantisch und fanden ihre Stütze in Anna Bouleyn. Diese Versuche hörten jedoch auf, als letztere hingerichtet war. Im Parlament vom 5. Mai 1539 ließ Heinrich VIII. folgende sechs Artikel als alle Engländer verpflichtende aufstellen: 1) In der heiligen Eucharistie ist wirklich und wahrhaft der Leib und das Blut Jesu Christi gegenwärtig unter der Gestalt von Brot und Wein; nicht ist gegenwärtig die Substanz von Brot und Wein. 2) Die Notwendigkeit, unter zwei Gestalten zu kommunizieren, findet sich nicht in der Schrift begründet: man kann ohne die Kommunion unter zwei Gestalten selig werden, da unter jeder Gestalt der Leib und das Blut Christi zusammen ist. 3) Das Gesetz Gottes verbietet den Priestern, zu heiraten. 4) Das Gesetz Gottes gebietet, das Gelübde der Keuschheit zu halten. 5) Der Brauch, stille Messen zu lesen, ist in der Schrift begründet, man soll ihn beibehalten. 6) Die Ohrenbeichte ist nützlich und sogar notwendig. — Wer sich gegen diese Artikel verfehlte oder nicht zu den vorgeschriebenen Zeiten beichten und kommunizieren ging, wurde mit harten Geld- und Leibesstrafen heimgesucht; im Wiederholungsfalle mußte er mit dem Tode büßen. Heinrich VIII. verfolgte, ebensogut wie die treuen Katholiken, die protestantische Partei, welche durch Cranmer und Cromwell vertreten war. Melanchthon, Luther, Bucer sprachen von ihm nur als dem englischen Tiberius. Cranmer und Cromwell wußten ihre Überzeugung geheim zu halten und machten in der Öffentlichkeit alles mit, wie es der König vorgeschrieben. Cromwell mußte aus anderen Gründen aufs Blutgerüst wandern.

Blieb also Heinrich VIII. selbst fern von Änderungen in der Lehre,

so dauerte es doch nicht lange, bis das Schisma, auch nach dieser Seite hin, seine Füllung erhielt. Als Heinrich am 28. Januar 1547 gestorben war, machte sich unter seinem Sohne Eduard, einem Kinde von neun Jahren, die protestantische Reform geltend. Was demnach Heinrich VIII. als sein eigenstes Werk hinterließ, war nichts Positives; es war einzig die Leugnung der Einheit mit Rom. Alles übrige nahm die empörerische Tochter mit aus dem Mutterhause. Was jetzt Positives an Lehre, im Widerspruche mit Rom, in der Anglikanischen Kirche sich findet, kommt von Cranmer, einem gottvergessenen, in ungültiger heimlicher Ehe lebenden Priester. Und damit will man Rom sich als gleichwertige Partei zu Verhandlungen gegenüberstellen? Gehen wir zur zweiten Phase des Ursprunges der Anglikanischen Kirche.

b) **Eduard und Maria.**

Die Erbschaft, welche in religiöser Beziehung Heinrich VIII. hinterließ, liegt in seiner letzten Rede im Parlamente gekennzeichnet vor: „Ich höre mit großem Leidwesen, wie achtungslos das Wort Gottes in allen Wirts- und Bierhäusern bestritten, gesungen, gereimt und geklimpert wird, seinem wahren Sinn und seiner Lehre zuwider. Und ebenso bin ich darüber betrübt, daß dessen Lehrer so kaltsinnig und nachlässig handeln; denn dies weiß ich gewiß, daß die christliche Lehre nie schwächer, noch ein tugendhaftes und gottseliges Leben weniger unter euch im Schwunge war und daß niemals Christen weniger Gott dienten. Deshalb strebet danach, euch untereinander als Brüder zu lieben; liebet und fürchtet und dienet Gott, wozu ich euch, euer Oberhaupt und souveräner Herr, ermahne."

Er selbst hatte die Liebe, welche er hier predigte, dadurch bewiesen, daß er während seiner achtunddreißigjährigen Regierung 2 Königinnen, 2 Kardinäle, 2 Erzbischöfe, 18 Bischöfe, 13 Äbte, 500 Mönche, 18 Doktoren der Theologie und des Rechts, 12 Herzöge und Grafen, 164 Edelleute, 124 Bürger, 110 Weiber hat zum Tode verurteilen lassen. So ungeheure Summen aus den zahllosen Klostergütern, Konfiskationen und auf anderen Wegen eingezogen worden, waren doch alle Kassen erschöpft. Schon im sechsundzwanzigsten Jahre seiner Regierung war verrechnet worden, daß alle seine Vorfahren zusammen nie so viel Steuern behoben hätten, als Heinrich allein. War es in Deutschland nicht ebenso? Man versagte dem Papste, was er rechtlich fordern konnte, und klagte über „Römische Tyrannei". Dabei wurden dem Volke Lasten aufgelegt wie nie zuvor. „Thränen und Blut" nennt Shakspeare die einzige Frucht des Schisma; während Fortescüe unter Heinrich VI. in der katholischen Zeit sagte: „Jeder Engländer kann sich in aller Freiheit seines Eigentums freuen. Die Bewohner Englands sind reich an Silber und Gold und besitzen alles zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse sowie um sich das Leben angenehm zu machen. Nur aus religiösen Beweggründen trinken sie Wasser. Sie haben Überfluß an Fleisch, Fischen und Gemüsen. Ihre Kleider sind gut und zahlreich. Jeder findet leicht, je nach seinem Stande, um sich das Leben angenehm und

glücklich zu machen." Gleichwie in Deutschland änderte sich das nach dem Abfalle von Rom und vom alten Glauben.

„Die sieben Jahre der Regierung Eduards," schreibt Cobbett (lettre 7) „waren die traurigsten in unserer nationalen Geschichte. Man konnte wirklich sagen, daß der Fanatismus und die Spitzbüberei, die Heuchelei und die Sucht zu rauben unser Land unter sich geteilt hätten, um es auszusaugen. Was das Volk in jenen Zeiten zu leiden hatte, überschreitet alle Schranken der Einbildung. Ein grenzenloses Elend trat an die Stelle des Überflusses, der in den katholischen Zeiten geherrscht hatte. Um die schreckenerregende Bettelarmut zu unterdrücken, eine unmittelbare Folge dieser Revolution, veröffentlichte die Regierung Gesetze von wahrhaft barbarischer Strenge. Jedem Bedürftigen, der, mochte er auch am Notwendigsten Mangel leiden, das öffentliche Mitleid ansprach, drohten die schwersten Strafen." Lingard (hist. d' Angleterre, t. 7) und Burnet (hist. de la reform. t. 2) beschreiben diese Strafen. Die alten Gewohnheiten der barbarischen Vorfahren wurden wieder zum Leben erweckt. Die Sklaverei kam wieder auf: „Wer durch drei Tage müßig und ohne Beschäftigung gefunden wird, gehört in die Klasse der Vagabunden und unterliegt folgender Strafe: Zwei Friedensrichter verurteilen ihn, daß ihm mit glühendem Eisen der Buchstabe V auf die Brust gebrannt werde und er wird demjenigen, der ihn anzeigte, übergeben, damit er ihm durch zwei Jahre als Sklave diene. Sein neuer Herr muß ihm Brot und Wasser geben, aber alle weitere Nahrung ihm versagen. Er konnte ihm einen eisernen Ring um den Hals oder das Bein schmieden lassen und ihn zu jeder Arbeit durch Schläge und andere Strafen zwingen. Gelang es dem Sklaven, davonzulaufen, so wurde ihm, wurde er wieder gefunden, der Buchstabe S auf die Stirn gebrannt und er wurde Sklave für sein ganzes Leben." Man merke wohl, nur Armut war in diesem Falle das Verbrechen. Es nutzt nichts, die Augen vor den Folgen dieser „Reformen" zu schließen. Sie liegen einmal für Leib und Seele thatsächlich vor; und keine einzige Wohlthat steht ihnen gegenüber.

Sittlichkeit und Wissenschaft scheinen gänzlich zu verschwinden. Calvin schreibt an Sommerset, „um sich zu beschweren über die ungeheure Gottlosigkeit, die in England sich jetzt breit macht; die Völlerei, Lästerung und Unzucht überschreiten jede Grenze." Bucer klagt: „Die Kirchen sind Orte geworden, wo man Handel treibt und sich amüsiert. Die Furcht Gottes, die Achtung vor der Religion schwindet; Lug, Trug, Diebstahl, Meineid, Unzucht sind an der Tagesordnung." Cranmer donnert gegen „das gottlose Leben, die Gewohnheit zu lästern, den Ehebruch, den gegenseitigen Haß, die Bedrückung und Verachtung des Evangeliums." Wir finden dasselbe schmähliche Schauspiel wie in den anderen Ländern, wo die „Reform" triumphiert hat. Jene Männer, die selber nicht rein sind, erheben sich als Prediger der entgegengesetzten Tugenden. Heinrich VIII. empfiehlt die Keuschheit und die Nächstenliebe, er, der mit seinen viehischen Lüsten der Mörder so vieler Personen und der Dieb so vieler Vermögen gewesen. Eine Heuchelei ohne Grenzen herrscht, die bloß bewirkt, daß man über die Worte der Prediger lacht.

Es ist die Praxis der doppelten Moral: eine für die höheren Stände, die andere für das gewöhnliche Volk: „Die Engländer," so seufzt Latimer, „sind ruchlos geworden durch die Unzucht, über alles hinaus, was in der Welt existiert. Sie rühmen sich ihrer Schande und spielen mit ihrer Verkehrtheit." Er erklärt vor dem König und dem Hofe: „Es giebt kein anderes Heilmittel gegen diese Übel wie die Wiederaufrichtung der alten Zucht Christi." Ridley, der aufgezwungene Bischof London', „bekennt mit Schmerz, daß die Unzucht, der Hochmut, der Totschlag, die Habgier, der Haß, die Verachtung der Religion im Volke und zumal in den höheren Klassen einen weiten Umfang gewonnen haben." Daß doch Lord Halifax nicht meine, das englische Volk habe aus dem Abfalle von Rom anderes geschöpft wie Scham und Schande nach allen Seiten. So etwas kann man sich einbilden und mit großartigen Worten ausdrücken; aber die Thatsachen stehen allen solchen Phrasen entgegen. Möge man gegenteilige anführen oder die bestehenden leugnen (vgl. Destombes, la persécution relig., introd.).

Die Wissenschaft hatte ebenfalls unter der „Reform" schwer zu leiden. Nichts ist so unwahr, als daß die „neue Wissenschaft" von der Reform an einen Aufschwung genommen hätte. Wir sprechen hier eingehender bloß von England. Aber dasselbe gilt von den anderen Ländern in ähnlicher Lage. Die Jünger Calvins und Luthers in England verfuhren wie die Soldaten Omar'. Unter dem Vorwande, daß die alten Bibliotheken Bücher enthielten, die den neuen Lehren entgegenständen, wurde befohlen, sie zu reinigen. Man fing mit Westminster an. Aus der Bibliothek wurden alle Bücher entfernt, in denen der rechte Glaube gelehrt wurde, alle Missale, Breviere u. dgl. Die goldenen, höchst wertvollen Zieraten daran wurden abgerissen. Sie sollten Sir Anton Aucher gehören. Aus der Bibliothek von Oxford schleppte man im Jahre 1550 ganze Karrenladungen von Handschriften, die skandalösem Gebrauche übergeben wurden. Die Kollegien von Bailliol, Exeter, Lincoln wurden eines großen Teiles ihrer Väter und Scholastiker durch die königlichen Visitationskommissionen beraubt, damit man sie verbrenne. Man nannte dies „die Hinrichtung des Scotus" (Collier, hist. eccl. t. 2, l. 4). Die Sache ging so weit, daß sie selbst dem Bischof Ridley zu viel wurde. Er weigerte sich, fernerhin an solchen Kommissionen teilzunehmen. Aus den Kirchen nahm man alles Kostbare und schmückte damit die eigenen Salons. In Westminster ließ man nicht so viel, daß man würdig den Gottesdienst feiern konnte. Man änderte, auf den Vorschlag des Apostaten Hooper hin, die Altäre in bloße Tische um. Collier bezieht sich fortwährend auf Heylin, den angesehensten Geschichtschreiber der „Reform" in ihrem Ursprunge. „Denkt man," so berichtet er (eccl. hist. t. 2, l. 4), „wie man in den Kathedralen nach Edelsteinen, goldenen und silbernen Gefäßen, reichen Möbeln suchte, so kann man die Wahrscheinlichkeit nicht abweisen, daß bloß die Habgier den Beweggrund für diese vandalischen Räubereien bildete." „An den Früchten werdet ihr sie erkennen." Man darf nicht die Anglikanische Kirche als dem Bedürfnisse nach Wissen und Sittlichkeit entsprungen hinstellen; dies schlägt den Thatsachen ins Gesicht. Kein

einziger reiner Charakter stand an ihrer Spitze; keine einzige moralische Folge ist ihrer Kraft gedankt.

Cranmer war der erste und einflußreichste Ratgeber des neuen Königs. Er hatte diesem, bereits beim Krönungseide, gesagt, daß der Inhalt des Eides nicht seine Herrscherrechte beeinträchtigen könne. Er trieb nun den König dazu, in der Reformation weiter fortzuschreiten; sie sollte einen Kern bekommen und nicht bloß in der Leugnung bestehen. Das Recht zu den Neuerungen nahm man aus der Prärogative der Krone, kraft deren ihr die Oberherrlichkeit über die Kirche zukomme. Man ging vorsichtig, aber beharrlich voran. In der Rede bei der Krönung hatte Cranmer bereits sein Programm gegeben. Er hatte Heinrich VIII. einen wahren Diener Gottes genannt, einen Josaphat, Josias, Ezechias, der mit dem alten Aberglauben und seinen Gebräuchen habe aufräumen wollen, um das Wort Gottes wieder aufzurichten. Er ermahnte dann den König, in diesem Werke fortzufahren, der Gottesdienst müsse genau geregelt werden, die Götzendienerei ausgerottet, die Bilderverehrung verboten; man müsse sich vollständig der Tyrannei des Bischofs von Rom entziehen. So sprach der Nachfolger der Lanfranc, Anselme, der Becket (Collier, eccl. hist. t. 2, l. 6. 3; Neal, hist. of the Puritains, II, 2). Dogma, Moral, Kirchenzucht, Heilige Schrift, alles wurde fortan Gegenstand der Parlamentsdiskussionen und der königlichen Ordonnanzen.

Unter Strafe körperlicher Züchtigung wird verboten, unehrerbietig vom Leibe und Blute des Herrn zu sprechen. Es wird geboten, die Kommunion unter zwei Gestalten zu spenden, oder dies doch für angemessen erklärt. Die kirchlichen canones, welche den Dienern der Kirche die Ehe untersagen, werden für null und nichtig erklärt; die Bischöfe einzig vom König ernannt. Jedes Kirchspiel mußte die Sammlung der von Cranmer verfaßten Homilien haben und ein Exemplar der Auslegung des Neuen Testamentes von Erasmus. Vier Predigten sollten in jeder Kirche jährlich gegen das Papsttum gehalten werden. Gegen die Verehrung der Bilder sollte man gleichfalls donnern. Ein allgemein verpflichtendes liturgisches Gebetbuch wurde eingeführt und damit traten stillschweigend viele weitere Änderungen ein; hatte doch Calvin geklagt, es sei in der Anglikanischen Kirche noch zu viel Papismus, zu wenig reine Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Das Chrisma und das Kreuzeszeichen wird bei der Firmung entfernt. Die letzte Ölung wurde abgeschafft, ebenso das Beten für die Verstorbenen und manches bei der Konsekration. Endlich veröffentlichte der König alle Änderungen in zweiundvierzig Artikeln. Man sieht, daß kein Papst und nicht alle zusammen so viel Dogmen erklärt und religiöse Bestimmungen getroffen haben, wie Heinrich VIII., Eduard VI. und später Elisabeth. Der Papst freilich darf und wird nur immer das definieren, was von Anfang an in der Kirche geglaubt worden ist; und dazu, um die Väter und Kirchenlehrer, die Zeugen der Überlieferung, zu befragen, ist Zeit notwendig. Für die Neuerer, die auf ihr Privaturteil allein sich stützen, wird dies nicht erfordert. Sie befragen bloß ihre Laune; das genügt. Dafür kann auch ein anderer von dem, was sie

angeordnet und als verbindlich erklärt haben, sobald die äußere Macht ihm zur Verfügung steht, das Gegenteil nach Willkür vorschreiben.

Alle diese Bestimmungen des zehn Jahre alten königlichen Papstes lehnten sich freilich nicht an die Überzeugung der Gläubigen an. Eine solche ist ja beim Privaturteil nicht verlangt. Da genügt die äußere Gewalt, welche dem Privaturteile zur Seite steht. So ward nun auch von Eduard allen Personen geboten, dem öffentlichen Gottesdienste beizuwohnen; nicht bloß bei Strafen von Kirchenbußen, sondern zudem von sechsmonatlichem Gefängnis für die erste, von zwölfmonatlichem für die zweite, von lebenslänglichem für die dritte Übertretung. Zehntägiges Gefängnis und eine Geldstrafe von zehn Schillingen ward auf Übertretung des Fastengebotes gesetzt. Zwar sei ein Tag nicht heiliger wie der andere; doch sei es geziemend, das Fleisch dem Geiste unterthan zu machen; auch würden die Fischer dann bestehen können. Das nannte man Befreiung von der Römischen Kirche. Diese Stifter der Anglikanischen Kirche mußten wenig Vertrauen auf die Anziehungskraft des ihrer Kirche innewohnenden, eigenen Guten haben, daß sie die äußere Gewalt stets daneben setzten.

Natürlich dauerte es nicht lange, daß in England, wie in den übrigen, ähnlich betrogenen Ländern, die „Reform" zahlreiche Sekten hervorbrachte; geradeso wie heute Lord Halifax dies in der Anglikanischen Kirche beklagt. Die Wahrheit ist eben nur eine, der Irrtum mannigfach. Die einen predigten die Vielweiberei. Die anderen betrachteten in der Unterwerfung unter den König einen Abfall von der Leitung Gottes; und warum nicht? Wenn es Sünde ist, dem Papste als dem von Gott eingesetzten Oberhaupte der Kirche Christi zu folgen; wie sollte es nicht Sünde sein, einem Könige zu folgen, dessen Recht der Nachfolge am Ende sich auf einen zufällig errungenen Sieg zurückführen ließ. Wieder andere erachteten es für unstatthaft, menschlichen Gesetzen unterthan zu sein und ein staatliches Amt anzunehmen. Noch andere hielten den Eidschwur für etwas Verbotenes, wollten die in der Kindheit Getauften wiedertaufen, leugneten, daß Christus aus dem Schoße der Jungfrau einen wirklichen Leib genommen, meinten, keine Reue könne die Sünden tilgen, alles müsse gemeinsam sein und die Auserwählten hätten das Recht, alles zu nehmen, was sie bedürfen, der Mensch sündige immer bloß äußerlich, nicht im Innern, der Glaube allein sei notwendig zur Seligkeit und der unfehlbare Weg zur Hölle sei das Vertrauen auf die guten Werke. Cranmer machte sich an das Verbrennen dieser Unglücklichen; dies war sein einziges Argument. Das Blut mußte der „Reform" zum Siege verhelfen. Manchmal ging es doch nicht so glatt.

Ein Beispiel. Eine Dame aus Kent, die eine schöne Erziehung genossen und einer angesehenen Familie angehörte, ward angeklagt, zu behaupten, unser Heiland habe bloß einen Scheinleib gehabt. Sie wurde zum Tode verurteilt. „Ihr habt guten Grund, euere Unwissenheit anzustaunen," meinte sie zu den Richtern. „Es ist nicht lange her, daß ihr Anna Ashew wegen eines Stückes Brot verurteilt habt (weil sie nämlich nicht die wirkliche Gegenwart Christi im Sakramente

anerkannte), und bald darauf habt ihr dieselbe Lehre bekannt, um derentwillen jene verbrannt worden ist. Und jetzt wollt ihr mich verbrennen wegen eines Stückes Fleisch. Wie lange wird es dauern, daß ihr denselben Glauben aussprechet wie ich, wenn ihr nämlich die Heilige Schrift werdet recht verstanden haben?" Cranmer' Antwort ist schon mitgeteilt.

Wir ziehen Maria mit hinein in den „Ursprung der Anglikanischen Kirche"; denn es erscheint unter ihrer Herrschaft erst recht, von welcher Charakterlosigkeit diese Kirche getragen wurde. Nichts Großes sehen wir an der Wiege dieses Schisma, nur die Größe der Schwäche und des Lasters. Man soll nicht bewundernd zum Werke Heinrich' VIII. emporschauen. Man hat von keiner Seite einen Grund, an demselben zu hängen, wohl aber sich seiner zu schämen. Eduard war gestorben. Maria wurde unter der überschäumenden Freude und dem unermeßlichen Jubel des Volkes Königin. Ihre erste Sorge war, die Gesetze aufzuheben, welche der Einigung mit Rom entgegenstanden. Es bedurfte der Zustimmung des Parlaments.

„Das nämliche Parlament," schreibt Cobbett (lettre 8), „welches die Scheidung von Katharina durch Gesetz bestätigt und somit die Ehe, aus der Maria entsprossen war, für ungültig erklärt hatte, anerkannte Maria ohne weiteres als die rechtmäßige Königin Englands. Dasselbe Parlament, welches die katholische Religion verdrängt hatte, um auf deren Trümmern den protestantischen Kult aufzubauen, zerbrach sein eigenes Werk und machte den katholischen Glauben verbindlich für jeden Engländer . . . . Das Parlament liebte nicht zu zögern. Im Juli 1553 war Eduard gestorben; noch war der November nicht zu Ende, und der von Heinrich und Eduard aufgezwungene Kult existierte nur noch in der Geschichte. Die eine Bill warf alle Schuld bei der Ehescheidung auf Cranmer, als den hauptsächlichen Leiter der Intrigue. Die andere Bill erklärte, die neue Kirche sei nur eine Frucht der bizarren Ansichten einzelner Personen, und kümmerte sich nicht um die frühere Entscheidung, wonach die neue Kirche direkt vom heiligen Geiste käme." Meint denn Lord Halifax begründeter Maßen, eine Kirche mit solchem Fundamente, die auf solcher Rechtsgrundlage ruht und durch einen Parlamentsbeschluß weggefegt wird wie das dürre Blatt vom Winde, habe irgend einen Wert. Am 27. November ward durch den Kardinal Polus England von der Schuld des Schisma und der Häresie in feierlicher Parlamentssitzung absolviert und mit dem treuen Mutterherzen Roms wiedervereinigt, von dem es sich nie hätte trennen sollen. Möchte es zu unserer Zeit zu diesem Herzen wieder seine Zuflucht nehmen. Eine andere Art und Weise der Einigung giebt es nicht wie die damalige unter Maria. Rom wird nie anerkennen, daß es unrecht gehabt hat, denn es würde dann die Lüge anerkennen. Und in diesem Falle wäre Rom unwürdig, von einer großen und glänzenden Nation als Stütze und Hoffnung angerufen zu werden.

In den schroffsten Gegensatz zu der Behandlung, welche Heinrich VIII. und Eduard VI. den Anhängern der alten Kirche hatten angedeihen lassen, tritt die Art und Weise, wie auf Veranlassung Roms

die Schwierigkeiten, welche der damalige Stand der bischöflichen Kirchen bot, gelöst wurden. Dort gab der Haß und die Leidenschaft die Maßregeln der Verfolgung ein, hier sorgte die Liebe einer Mutter für die Beobachtung der kanonischen Vorschriften und zugleich für die ihnen nicht entsprechenden Würdenträger. Wie traurig war damals der englische Episkopat, der, gleich dem Parlamente, heute so und morgen gegenteilig stimmte, wie es verlangt wurde! Von Cranmer war schon die Rede. In York war Erzbischof Robert Holgate, der, obgleich Priester und Bischof, sich verheiratet hatte und bald von den Gerichten verfolgt wurde, weil er einem Fremden die Gattin entführt. Ein Protestant selbst nennt den Prozeß einen Skandal. Poynet, Bischof von Wincester, entführte öffentlich die Frau eines Fleischers und verschwor sich gegen die Königin. Ridley predigte den Aufruhr in der Kathedrale St. Paul und auf den öffentlichen Plätzen. Die Namen Barlow und Scory sind derart verächtlich geworden, daß Elisabeth selbst später sie nicht in ihre frühere Würde einsetzen will. Coverdale von Exeter hatte mit Tyndal die Bibel so übersetzt, daß das Neue Testament allein zweitausend Irrtümer und Fälschungen enthält. Hooper wird von Heylin selbst als erster Non-Konformist bezeichnet. Der nämliche Geschichtschreiber nennt den Farrar von St. David einen unersättlichen und eigensinnigen Menschen. Alle wurden mit der größten Milde behandelt. Sie wurden eingeladen, ihren heiligen Verpflichtungen nachzukommen und durch eine aufrichtige Buße die begangenen Sünden zu sühnen. Die verheirateten Priester konnten ihre Frauen behalten, unter der Bedingung daß sie die heiligen Verrichtungen nicht mehr ausübten, auf kein anderes Benefizium Anspruch machten und sich nicht mehr wiederverheirateten, wenn der eine Teil stürbe.

Man macht Maria den Vorwurf, sie habe zu viel Blut vergossen. Dazu ist zu bemerken: 1) Es trifft dafür die Kirche keine Schuld, Maria verfolgte nicht als Oberhaupt des Glaubens. Im Gegenteil wurde von katholischer Seite das Verfahren Maria' als dem Geiste des Christentums zuwider gerügt. Ein spanischer Mönch, Alfonso de Castro, mahnte feurig, daß Liebe und Vergebung, nicht Rache vom Evangelium vorgeschrieben werden, daß man die Irrenden aufklären, nicht töten müsse. Auch der Papst mahnte zur Milde. 2) Es wurde niemand einzig wegen seiner religiösen Überzeugung verfolgt, sondern weil man das Thronrecht Maria' öffentlich bekämpfte. Roß predigte in London, Gott möge die Königin von der Welt hinwegnehmen. Während unter Heinrich VIII. und Eduard die Opfer, wie Thomas Morus und Fischer, noch kurz vor dem Tode ihre ungebrochene Treue gegen den König in allen zeitlichen Angelegenheiten bekannten und somit feststellten, daß sie nur um ihres Glaubens willen verfolgt wurden; handelte es sich unter Maria zuvörderst um ihre zeitliche Oberhoheit. 3) Die Verfolgung von seiten Maria' war erst in den letzten Jahren ihrer Regierung heftig geworden, als die zahlreichen Verschwörungen sie gewissermaßen verpflichteten, für die Ruhe und Sicherheit ihres Reiches zu sorgen. Deshalb trieben sie auch die Mitglieder des geheimen Rates, aber weder Philipp noch Kardinal Polus, Erzbischof von Canterbury, und noch weniger natürlich

der Papst, an, von ihren Rechten Gebrauch zu machen. Diese drei haben vielmehr Maria von diesem Wege abzubringen versucht. 4) Die Geschichtschreiber sind einig, daß Maria zu weit gegangen ist. Sie finden aber zugleich vollgewichtige Entschuldigungsgründe.

Camden selbst, der offizielle Annalist Elisabeth' und ihr Schützling, sagt: „Niemals wird Maria hinreichend von den Menschen gelobt werden können sowohl wegen ihrer Frömmigkeit und Religiosität als auch wegen ihres Mitleids mit den Armen, sowie wegen ihres Großmuts und ihrer Freigebigkeit gegenüber dem Adel und dem Klerus." „Wir wollen nicht," schreibt Destombes, „von ihren großen und verschiedengearteten Kenntnissen sprechen, die sie durch lange und ernste Studien erworben, von ihrer bewundernswerten Unterwürfigkeit unter ihren Vater, Heinrich VIII.; aber der Charakter Maria' war auch derart, daß sie als eine der vollendetsten Fürstlichkeiten ihrer Zeit das englische Königreich vertrat." Der Protestant Collier (la perséc. en Anglet.) sagt von ihr: „Die zeitlichen Angelegenheiten waren für sie der Religion untergeordnet; ihr Gewissen stellte sie über die Krone. Festigkeit und Mäßigung war stets bei ihr zusammen. Sie wußte die Bedürfnisse ihrer Nation zu beurteilen und zu deren Befriedigung zu arbeiten. Obgleich der Parteigeist ihre Handlungen boshafter Weise verleumdet hat, wird doch die unparteiische Geschichte stets sagen, sie sei eine fromme, von Natur milde, sittenreine und, abgesehen von ihrer Religion, eine alles Lobes würdige Fürstin gewesen." Nach Cobbett (lettre 9) „war sie ängstlich treu ihrem Worte, aufrichtig in ihrem Verkehr, geduldig und ergeben in ihren Prüfungen und Widerwärtigkeiten, großmütig und gemäßigt im Glück, dankbar denjenigen gegenüber, welche ihr einen Dienst erwiesen. Sie hinterließ ihrer Schwester Elisabeth, mit dem Throne, ein bewundernswertes Beispiel von Reinheit in ihren Handlungen, von wohlgemeinten Absichten und Worten, welches diese nachzuahmen sich hütete."

Im Ganzen fielen zweihundert Opfer, zum großen Teil offenbare Staatsverbrecher. Die bekanntesten waren Cranmer, Ridley, Latimer. Sie hatten ihr Schicksal reichlich verdient, bereits durch ihre Konspiration gegen Maria' Rechte. Der charakterloseste war Cranmer. Um das Leben zu retten, bekannte er, er sei ein größerer Verfolger gewesen als Saul und wünschte gleich Paul wieder gutzumachen, was er gefehlt habe; er sei keiner Gnade würdig; er verdiene nicht nur zeitliche, sondern auch ewige Strafe. Als er sah, daß ihm alle diese Heuchelei nichts helfe, erklärte er auf dem Holzstoße, er habe nur widerrufen, um sein Leben zu retten. Bei Fox und Strype gilt er als Märtyrer; freilich zugleich mit Wiedertäufern, Arianern und anderen, die Cranmer aufs Schaffot geschickt hatte, mit Aufständischen und Staatsverrätern, mit solchen, die nach dem öffentlichen Recht schuldig waren. Die Gründe für seine Verurteilung hatten mit Religion nur insoweit zu thun, als er in seinen Handlungen keinerlei Richtschnur aus der Religion nahm, sondern einzig aus der Selbstsucht. Wer der Anglikanischen Kirche nicht wohlwill, kann sie zu einem solchen Märtyrer nur beglückwünschen. Wer zu ihrem eigenen Segen ihre Einigung mit Rom wünscht, bemit-

leidet sie um solcher Männer willen, die bei ihrer Geburt Patendienste leisteten.

Man stellt oft Maria und Elisabeth gegenüber: Maria ist da die blutige, ein weiblicher Kain, schrecklicher wie Caligula; Elisabeth die Jungfrau-Königin, die schöne Vestalin, die gute Beß. Ein Ungeheuer auf der einen Seite, alle Tugend auf der anderen. Macaulay schreibt: „Was zu gunsten Elisabeth' gesagt wird, spricht an erster Stelle und mit mehr Kraft für Maria. Bei der Thronbesteigung Elisabeth' nahmen die Katholiken nicht die Waffen in die Hand, um einen Prätendenten an ihre Stelle zu setzen. Dieser Versuch und bald darauf die Empörung Wyats gegen Maria boten einen eben so guten Grund, um die Protestanten zu verbrennen, wie die Konspirationen gegen Elisabeth der Anlaß für die Wut waren, mit der sie aufhängen und vierteilen ließ." Der Erzbischof von Baltimore (the hist. of prot. Reform. t. II p. 207) erklärt: „Beide, Maria und Elisabeth, gebrauchten als Werkzeug die Verfolgung und beide thaten es, wenn auch nicht in jedem einzelnen Falle, aus Staatsgründen. Aber zwischen beiden ist ein Unterschied: Maria verfolgte durch etwa 4 Jahre hindurch; Elisabeth durch 44."

Die Verfolgung von seiten Maria' hatte ihr Princip in den Versuchen der Häupter der reformierten Partei, sie zu verraten und vom Throne auszuschließen. Elisabeth verfolgte, ohne irgendwie von den Katholiken dazu veranlaßt oder herausgefordert zu sein. Maria wurde durch ihre Staatsräte zur Verfolgung getrieben, die ihren Thron stützen wollten. Elisabeth hatte keine solchen Beweggründe, mit leichtem Herzen gab sie sich ans Verfolgen. Maria verfolgte eine sehr geringe Minorität ihrer Unterthanen, die mit Gewalt die alte Ordnung in Staat und Kirche zerstören, die Kirche und die alten Familien des Landes der Güter berauben wollten, die ihnen ein beinahe zehn Jahrhunderte langer Besitz verbürgte. Elisabeth verfolgte die große Majorität ihrer Unterthanen in der Absicht, sie zu zwingen, daß sie ihre alten geliebten Rechte aufgäben, und denselben, durch Konfiskation und Geldstrafen, ihre lange Zeit in Frieden besessenen Güter zu nehmen. Die Verfolgung von seiten der Königin Maria war, es ist möglich, strenger und blutiger, wenn auf beiden Seiten derselbe Zeitraum, 4 Jahre, in Betracht gezogen wird. Die Verfolgung Elisabeth' war bei weitem beunruhigender, allgemeiner, durchgreifender; denn sie dauerte zehnmal länger. Sie richtete sich mehr auf die Freiheiten und die Güter ihrer Unterthanen wie auf ihr Leben. Sie quälte Leib und Seele, wandte sich gegen die persönliche Freiheit und die Besitzrechte. Sie machte aus der Konfiskation und Einkerkerung ein System. Die pestartigen, mit Opfern angefüllten Gefängnisse verursachten, ebenso wie die enormen Geldstrafen, wenn man dem reformierten Gottesdienste nicht beiwohnte, noch viel beträchtlichere Qualen und Zerrüttungen wie die grausamsten Schmerzen der Folter, welche „die gute Beß" fortwährend arbeiten ließ. Die schreckliche Manier, wie man die als Verräter Verurteilten abschlachtete, überwog in den Qualen weit das Verbrennen auf dem Scheiterhaufen. Gewiß, beide Verfolgungen waren im höchsten Grade beklagenswert. Aber jeder muß eingestehen, daß an Härte und Dauer

die von Elisabeth ausgehende weit über jener Maria' stand und daß für letztere wohl erleichternde Umstände geltend gemacht werden können, nicht aber für die Unduldsamkeit Elisabeth'. Werfen wir noch einen Blick auf den Ursprung der Anglikanischen Kirche, soweit Elisabeth in Betracht kommt.

c) Elisabeth.

Es ist hier nur unsere Aufgabe, nachzuweisen, welche Kräfte am Beginne der Anglikanischen Kirche stehen, welcher Geist demnach zu derselben getrieben hat und sie aufrecht hält. Lüge, Verleumdung, rohe Gewalt stehen an der Spitze. Dies ist die Wahrheit. Es nützt nichts, gegen diese geschichtliche Wahrheit die Augen schließen zu wollen und von dem „edlen Inhalte der Anglikanischen Kirche" zu sprechen. Was die ernsten Anhänger der Anglikanischen Kirche anzieht, ist nicht das, was diese neu aus sich erzeugt hat, sondern was sie von der alten katholischen Wahrheit behielten oder was diese, für ihre Person so frommen und aufrichtigen, Männer in ihrer Kirche finden möchten. In ihrem eigenen hochherzigen Sinne finden sie die Liebe zur katholischen Kirche und sie meinen dann, dieselbe aus ihrer Anglikanischen Kirche geschöpft zu haben. Man nenne nur eine einzige Wahrheit, welche die Anglikanische Kirche, auch wenn es nach dem Willen dieser Männer selbst ginge, der Römischen Kirchen zubringen könnte! Lord Halifax spricht von Verhandlungen. Auf welchem Boden sollen denn diese Verhandlungen geführt werden, wenn die religiöse Wahrheit in Betracht kommt? Welche positive Lehre möchte denn er selbst von der Römischen Kirche anerkannt wünschen, die nicht aus ihr, nämlich aus dieser Kirche, wie aus der Wurzel stammte. Die Römische Kirche kann nur füllen, nur vollenden. Deshalb giebt es keine Verhandlungen der Irrlehre mit ihr, wie eine Macht mit der anderen unterhandelt. Die Römische Kirche kann keine ihrer Lehren preisgeben und kann keine neue annehmen; ebensowenig wie das Licht vom Dunkel etwas empfangen kann. Verhandlungen sind da nur in dem Sinne möglich, wie der Arzt nicht sogleich das operierte Auge dem vollen Lichtglanze aussetzt, sondern nach und nach die Lichtstärke vermehrt. „Milch habe ich euch zur Nahrung gegeben," sagt Paulus dementsprechend, „nicht feste Speise; denn ihr konntet sie noch nicht vertragen." Die Kirche kann, so wie ihre mütterliche Weisheit es für begründet erachtet, Zugeständnisse machen in Sachen der praktischen Disciplin, um die Schwäche des Kindes zu schonen. Dies geschieht aber immer in der Absicht, daß, wenn die Kräfte sich gehoben haben, allmählich die vollen Satzungen der kirchlichen Disciplin zur Geltung kommen. Wir haben bis jetzt keine einzige Persönlichkeit unter den Verursachern des Schisma kennen gelernt, deren Charakter uns, wenn auch nur geringe, Achtung geböte; wohl aber desto mehr verworfene. Keine ernste Mutter hätte ihnen ihr Kind zum Unterricht überlassen; geschweige denn daß sie irgendwie fähig gewesen wären, einem ganzen Volke erziehende Leuchte zu sein. Auch unter Elisabeth, unter der das Schisma zur endgültigen Form sich entwickelte, wird unsere Erfahrung keine andere.

Elisabeth war unter Eduard reformiert gewesen, unter Maria katholisch. Als ihre Schwester Maria gestorben war, rief sie aus: „Wenn ich nicht in aller Aufrichtigkeit katholisch bin, flehe ich zu Gott, daß sich unter meinen Füßen die Erde öffne.“ Bei ihrer Krönung schwor sie denselben Eid, welchen, seit undenklichen Zeiten, die katholischen Könige Englands geschworen hatten. Bereits am 25. Januar 1559 aber ließ sie sich vom Parlamente als Haupt der Kirche Englands anerkennen. Es war das letzte Mal, daß die Sitzung mit der Feier des heiligen Meßopfers eröffnet wurde. Erster Minister wurde Cecil oder, wie er später heißt, Lord Burleigh, dessen Charakter Macaulay mit den Worten schildert: „Er verließ seine Freunde niemals, bevor es nicht sehr unzuträglich war, mit ihnen zu halten. Er war ein vortrefflicher Protestant, wenn es nicht sehr vorteilhaft war, als Katholik sich zu gebärden. Er empfahl seiner Gebieterin eine tolerante Politik so eifrig, als er thun konnte, ohne ihre Gunst zu verlieren. Er legte niemand auf die Folter, von dem er nicht mit Wahrscheinlichkeit eine nützliche Auskunft zu erlangen hoffen konnte. Er war in seinen Wünschen so einfach, daß er bloß zweihundert verschiedene Landgüter hinterließ. Unter Heinrich VIII. verteidigte Cecil den Supremat des Königs, er war ein eifriger Anhänger der Reformation unter Eduard VI., unter Maria beichtete er mit großem Anstande und nahm einen katholischen Priester in sein Haus. Kaum war er unter Elisabeth Minister, so trug er kein Bedenken, jenen das Leben zu nehmen, die anderer Ansicht zu sein wagten wie die Regierung.“

Um das Volk zu täuschen und seinen nationalen Stolz anzufachen, wurde verbreitet, Paul IV. habe folgende Antwort auf die Ankündigung gegeben, daß Elisabeth den Thron bestiegen habe: „Elisabeth sei ein uneheliches Kind, ein Bastard, sie könne nie den Thron Englands einnehmen. Sie habe, als sie sich vermaß, den Thron zu besteigen, den Apostolischen Stuhl beleidigt; unterwerfe sie aber dem päpstlichen Richtspruche ihre Ansprüche und ihre Person, so sei der Papst bereit, Milde anstatt der strengen Gerechtigkeit walten zu lassen.“ Diese Verleumdung wurde in der ganzen Christenheit verbreitet und damit das Vorgehen der Königin gerechtfertigt. Sie half, die päpstliche Autorität und die katholische Religion in England zu stürzen. Der Fortsetzer des Baronius, Pallavicini, Fleury, Bossuet, Lingard haben sie geglaubt. Aus neueren Entdeckungen, welche Howard de Corby machte, sowie aus den Briefen des Gesandten Carne an Lord Cecil und Cecil' an Carne, ergiebt sich aber die Unwahrheit der dem Papste zugeschriebenen Sätze. Paul IV. beglückwünschte Elisabeth zu ihrer Thronbesteigung; und trotz der Aufforderungen des französischen Gesandten weigerte er sich stets, gegen die Königin von England mit Strenge zu verfahren.

Am 25. Februar 1559 erhielt das Haus der Lords den Auftrag, zuzustimmen, daß der Krone ihre alte Jurisdiktion über den Staat, nach der geistlichen und kirchlichen Seite hin, wieder zurückgegeben werde und daß man den Einfluß aller fremden Gewalten, die gegen die Krone sich richten, vernichte. Damit war die Zerstörung des katholischen Kultes und die gesetzliche Aufrichtung des Protestantismus ausgesprochen. Die

hinzugefügten Begründungen forderten offen und ausdrücklich diese religiöse Umwälzung und stellten sie unter den Schutz eines Eides. Mit diesem sollte man sich verpflichten, die Oberherrlichkeit der Königin sowohl in kirchlichen oder geistlichen wie in zeitlichen Sachen anzuerkennen. Die Geistlichen, welche sich weigerten, den Eid zu leisten, sollten ihre Stelle verlieren. Die da gegen diesen Eid etwas unternahmen oder gegen ihn redeten, wurden das erste Mal ihrer Güter beraubt, das zweite Mal mit persönlichen Strafen belegt, das dritte Mal wegen Majestätsbeleidigung zum Tode verurteilt. Es ward hinzugefügt, daß das Parlament in Sachen der Lehre unfehlbar sei. Der Erzbischof von York, dessen Klugheit und Bescheidenheit Cambden lobt, machte vergeblich darauf aufmerksam, daß damit die vier ersten allgemeinen Konzilien, sowie die ganze kirchliche Gesetzgebung über den Haufen geworfen werden. Vergeblich fragte er, wie denn das Parlament es anstellen wolle, daß es der Königin die Gewalt übertrage, Sünden zu vergeben und vorzubehalten, die Kirche Christi zu regieren, die Hirten und die Herden im Glauben zu festigen, Exkommunikationen zu verhängen. Vergeblich mahnte er, daß durch solchen Beschluß die Einheit der Kirche zerrissen werde und England sich in Gegensatz stelle zu seiner Jahrhunderte langen Geschichte. Vergeblich erhoben sich die Bischöfe und mehrere angesehene Lords für den Inhalt dieser Rede. Bacon schrieb eine Disputation vor, bei der jede Gegenrede untersagt war; die Schlußfolgerungen zog er selbst zu gunsten des Protestantismus. Die englischen Bischöfe erhielten Gefängnis oder Hausarrest. In der zweiten Kammer trat der Abt von Westminster, Feckenham, im Sinne des Erzbischofs von York in beredter Weise für die kirchliche Einheit ein. Die anwesenden Geistlichen stimmten ihm zu. Alles war unnütz. Eine Versammlung von Laien, die im Herzen bereits protestantisch war, zwang dem englischen Volke die Trennung von Rom auf. Ein Weib nahm die Regierung der Kirche in die Hand. Die Gewalt, welche Christus den Aposteln und ihren Nachfolgern übergeben, wurde von den englischen Lords Elisabeth zuerkannt. „Diese Ungeheuerlichkeit,“ so nennt Macaulay (hist. of. Engl. t. 1, p. 56) den Ursprung der heutigen Anglikanischen Kirche, „war das Werk der Häresie und dankte ihren Erfolg den körperlichen Strafen.“ Wir würden Lord Halifax beleidigen, wenn wir ihn fragen wollten, ob er sich damals auf die Seite des Erzbischofs von York gestellt hätte oder auf die des Parlaments. So ist einmal der Ursprung der Anglikanischen Kirche und so bleibt er. Derselbe trägt den Stempel der Abscheulichkeit an der Stirne. Nichts hat seitdem diesen Makel abgewischt. Lord Halifax stimmt keiner moralischen Abscheulichkeit zu.

Elisabeth ging weiter vor. Sie ordnete den Gebrauch des Gebetbuches Eduard' VI., des Common Prayer Book an, gab canones heraus über die Ehe, setzte den Priestern drei oder vier Laien zur Seite, die sie überwachen mußten, ernannte als Kardinalskollegium eine Laienkommission, welche die Visitation der Diöcesen vornehmen sollte und der alle bischöflichen Funktionen übertragen wurden, mit Ausnahme der Spendung der Sakramente, der Kirchenkonsekration und der Bischofs-

weihe, und regelte ähnliches. Alle Bischöfe mit einer einzigen Ausnahme, 12 Domdechanten, 14 Archidiakone, 60 Benefiziaten, 6 Äbte und Äbtissinnen, 100 Rektoren von Kollegien erklärten, die Verbannung und selbst den Tod dem Abfalle vorzuziehen. Viele waren bereits ausgewandert. Die zwei Universitäten des Landes gaben das nämliche Beispiel der Treue. Weder Drohungen noch Verheißungen halfen. Professoren und Schüler entfernten sich von den Lehrstühlen, auf denen die Häresie gelehrt werden sollte. Papst Pius IV. vernachlässigte nichts, um die Königin auf andere Wege zu bringen. Er schrieb ihr in väterlichen Worten. Er sandte zwei Nuntien. Er lud sie zum Konzil von Trient ein. Es war vergeblich. Die Selbstsucht, welche dem Ehrgeize, der Habsucht, der Unzucht die heiligsten Pflichten zum Opfer bringt, triumphierte in England.

Die 42 Artikel Eduard' wurden auf 39 zurückgeführt. Danach lassen die Anglikaner nicht alle Bücher der Heiligen Schrift zu. Sie verwerfen jene, in denen ihre Lehren verurteilt sind. Sie weisen die ganze Tradition zurück; denn die Symbole, die liturgischen Bücher, die Konzilien und die Väter begünstigen nicht ihre Häresie. Sie wollen alles mit Schriftstellen beweisen; bekennen aber, daß sie sich bisweilen im Aufstellen ihrer Thesen getäuscht haben. Zu Synoden dürfen sie sich nur mit Billigung der zeitlichen Gewalt vereinigen. Der König oder die Königin ist Papst. Von den sieben Sakramenten halten sie bloß die Taufe und die Eucharistie fest. Sie verwerfen die Transsubstantiation; nur geistigerweise ist der Leib Christi gegenwärtig; die Kommunion ist bloß unter zwei Gestalten gestattet. Die Messe ist für sie die Erfindung eines Gotteslästerers; nur das blutige Kreuzesopfer wird anerkannt. Sie leugnen das Fegefeuer, die Ablässe, die Reliquien- und Bilderverehrung, die Anrufung der Heiligen. Wer hat dieses halb lutherische und halb calvinistische Symbolum gemacht? Einzig die Willkür des Staates. Nicht das mindeste Fundament bestand dafür im Klerus oder im Volke. Wodurch wurde es aufrechtgehalten? Durch Geldbußen, Gefängnisstrafe, Folter, Vierteilung. Das nannte man „die Freiheit des Evangeliums“. Mit einer Stimme Mehrheit wurde dieses Staatsgrundgesetz, durch welches England eine tausendjährige Geschichte verleugnete, im Parlamente angenommen.

Das Siegel war auf jene unglückselige Einrichtung gedrückt, welche England Ströme von Blut gekostet, der es die schwersten inneren Kämpfe zu danken hat. Wir wollen von der in den Annalen der Geschichte unerhörten Verfolgung nichts berichten, die erst mit dem Leben Elisabeth' ein Ende fand. Sie ist allen bekannt. Die besten Unterthanen wurden dem Henker, ohne jeden rechtmäßigen Grund, überliefert; denn sie alle beteuerten ihren Gehorsam Elisabeth gegenüber als der Herrscherin in zeitlichen Angelegenheiten. Ihre Religion allein kostete ihnen das Leben. In einer Einrichtung, deren Blüte so schwere Ungerechtigkeiten zur Voraussetzung hat, kann bei vorurteilsfreier Beurteilung nichts sich finden, was der Anhänglichkeit eines Christen und Ehrenmannes wert ist. Wir setzen nur noch den Schlußstein des Drama' hierher. Es ist die entscheidende Bulle, die Pius V. im Angesichte so großer Missethaten

erließ. Wir geben sie im Auszuge. Sie ist am 23. Februar 1570 erlassen.

„Die Zahl der Gottlosen hat so zugenommen, daß es in der Welt kaum mehr einen Ort giebt, den sie nicht durch ihre verkehrten Lehren verdorben hätten. Unter ihnen zeichnet sich Elisabeth aus, die den Anspruch erhebt, Königin von England zu sein. Sie hat seit ihrer Thronbesteigung die Autorität des höchsten kirchlichen Oberhauptes für England sich angemaßt. In verruchter Weise hat sie diese Macht und diese Jurisdiktion ausgeübt und hat von neuem dieses Königreich, das sich kaum wieder dem katholischen Glauben angeschlossen, in beweinenswertes Verderben gestürzt. Elisabeth hat den Kult der wahren Religion von neuem zerstört, nachdem ihn der schismatische König Heinrich VIII. verlassen und Maria ihn mit ihrer mächtigen Hand und mit der Beihilfe des Heiligen Stuhls wiederaufgerichtet hatte. Elisabeth hat, um den Irrtümern der Häretiker ungehindert folgen zu können, aus dem königlichen Rat die Mitglieder des alten englischen Adels entfernt und sie durch unbekannte Häretiker ersetzt. Sie hat diejenigen verfolgt, welche dem katholischen Glauben treu anhingen. Sie hat das Opfer der heiligen Messe abgeschafft, die bisherigen Gebete, den Unterschied der Speisen, den Cölibat, die katholischen Riten. Sie hat die Verbreitung von Büchern befohlen, welche offenbare Irrtümer enthalten. Sie hat angeordnet, daß ihre Unterthanen Vorschriften folgen, welche denen Calvins gleichen. Sie hat jene Bischöfe, Pfarrer und andere Priester verjagt und ihrer Benefizien beraubt, welche der katholischen Kirche treu blieben. Sie hat über deren Güter zu gunsten der Häretiker verfügt. Sie hat in Sachen entschieden, die vor den kirchlichen Richterstuhl gehören. Sie hat den Bischöfen, dem übrigen Klerus und dem Volke verboten, die Römische Kirche anzuerkennen und ihre kanonischen Bestimmungen zu beobachten. Sie hat Eide aufgelegt, kraft deren sie als das einzige Haupt in zeitlichen und kirchlichen Dingen anerkannt wird. Mit schweren Strafen ist sie gegen diejenigen eingeschritten, die sich ihren Geboten nicht fügten. Bischöfe und viele andere hat sie im Elende zu Grunde gehen lassen. Dieses alles ist weltbekannt, festgestellt durch die schwerwiegendsten Zeugnisse; da ist nichts zu entschuldigen. Wir unsrerseits sehen, wie diese Ruchlosigkeiten sich vervielfältigen, wie ein Verbrechen zum anderen hinzugefügt wird, wie die Gläubigen der härtesten Verfolgung unterliegen; und wir müssen folgern, daß das Herz dieser Elisabeth, deren Wille dies verschuldet, verhärtet ist. Sie verachtet nicht nur die Bitten der katholischen Fürsten, daß sie sich bekehre und zu dem Mutterschoße der Kirche zurückkomme. Auch die Nuntien, welche wir sandten, hat sie abgewiesen. Durch die Notwendigkeit gezwungen, zu den Waffen der Gerechtigkeit unsere Zuflucht zu nehmen, sind wir nicht imstande, die Größe des Schmerzes auszudrücken, den wir in uns fühlen, weil wir unsere Strenge gegenüber einer Fürstin zeigen müssen, deren Vorfahren sich so viele Verdienste um das christliche Gemeinwesen erworben haben. Gestützt also auf die Autorität desjenigen, der uns trotz unserer Unwürdigkeit auf diesen Thron erhoben hat, im Namen der Apostolischen Autorität, erklären wir, daß die besagte

Elisabeth und ihre Helfershelfer bei den erwähnten Thatsachen, der Exkommunikation verfallen sind. Sie sind getrennt von der Einheit des Körpers Christi. Wir erklären, daß sie das Recht auf den Königsthron, welches sie beansprucht, verscherzt hat. Wir erklären ihre Unterthanen frei vom Eide der Treue."

England war verloren für die Kirche. Sonderbarerweise ist es ein durch Heiligkeit hervorragender Papst, der heilige Leo IX., unter dem das orientalische Schisma endgültig besiegelt wurde; und es ist ein kanonisierter Papst, der Elisabeth exkommunizierte und absetzte. Es ist, als ob Gott hätte zeigen wollen, daß in beiden Fällen die Päpste durch die Bosheit gezwungen waren, von ihrer Bindegewalt Gebrauch zu machen.

Lord Halifax findet, daß das Papsttum gegen die englischen Fürsten mit Härte verfahren ist. Gewiß ist der Spruch des Papstes hart; dies sagt der Papst selbst. Aber die Frage ist die: Ist er gerecht? Geht er zu weit? „Dazu ist ein oberster Priester da," sagte oben Ranke, „daß er, unabhängig von allen, auch den Fürsten gegenüber das Recht wahrt." Und die Gerechtigkeit des päpstlichen Urteils wird niemand bestreiten. Rom hätte weiter gehen können. Es hätte von vornherein Elisabeth' Geburt als befleckt hinstellen und sie für unfähig erklären dürfen, den Thron zu besteigen. Rom hatte ja die Ehe Heinrich' VIII. mit Anna Boleyn nie als christliche Ehe anerkannt. Aber es läßt diese Frage beiseite. War der Schritt des Papstes inopportun? Etwa zwölf Jahre hat Rom abgewartet und hat es an Schritten zur Versöhnung nicht fehlen lassen. Sollte es offen gestatten, daß der christliche Glaube, dessen Aufrechthaltung ihm vom Himmel anvertraut ist, ungestraft in der ärgsten Weise gemißhandelt werde. Mag der Spruch des Papstes hart für Elisabeth gewesen sein, war etwa Elisabeth nicht hart mit ihren eigenen Unterthanen, die nun sahen, daß wenigstens Einer den Mut hatte, entschieden, mit den Waffen des Geistes als Rächer tyrannischen Unrechts aufzutreten? War es klug, die Absetzung der Königin auszusprechen? Darüber kann die Meinung geteilt sein. Erst der westfälische Friede gründete das neue Völkerrecht, gemäß welchem der Papst ausschied als oberster Hüter der zeitlichen Ordnung. Als Pius V. jenes Urteil fällte, herrschte noch das auf die Autorität der christlichen Kirche gegründete Völkerrecht. Gemäß diesem war die Absetzung von seiten des Papstes unzweifelhaft dem waltenden Rechte entsprechend. Elisabeth konnte sich am wenigsten über diesen Schritt des Papstes beklagen, die da ohne weiteres, ohne Begründung und Recht den Papst als Oberhaupt der Kirche Englands abgesetzt hatte.

Gewiß; den zeitlichen, sichtbaren Erfolg der Bulle hat Gott in seinen geheimnisvollen Ratschlüssen nicht gewollt. Elisabeth blieb bis zum Jahre 1603, d. h. bis zu ihrem Tode, an der Regierung. Das Schisma dauerte weiter. Aber war dies ein Segen? Das wird Lord Halifax am wenigsten sagen.

2.
Gründe für die Dauer der Spaltung.

Es giebt viele Anglikaner, welche den trüben Ursprung der Spaltung zugeben, aber für das Beharren, für die Dauer derselben andere und zwar rechtmäßige Gründe geltend machen wollen, danach wäre das Unrecht auf beiden Seiten und hätten beide Seiten nachzugeben. Aus den Gründen, welche Lord Halifax für die Existenz der Trennung beibringt, darf wohl geschlossen werden, daß er ebenfalls zu diesen Anglikanern gehört. — Wir gestehen gern zu, daß weder Heinrich VIII. in England, noch Luther in Deutschland, als sie sich von Rom trennten, die Absicht hatten, eine dauernde Spaltung in der Christenheit hervorzurufen. Die Gründe, durch welche sie getrieben wurden, waren mehr äußerlicher, augenblicklicher Natur. Daß ihr Werk, trotz aller Jahrzehnte und man kann sagen Jahrhunderte langen Anstrengungen für die Aussöhnung, blieb und noch heute bleibt, hat in der That andere Gründe. Entschuldigt dies die Urheber? Oder verlieren die für sie maßgebenden Gründe dadurch an Wert? Ebensowenig wie derjenige, der jemand totschlägt, entschuldigt wird, das dauernde Elend der Familie des Getöteten verursacht zu haben; mag er auch noch so sehr beteuern, er habe nichts von einer Familie seines Opfers oder von deren Lage gewußt. Die Verhältnisse allerdings, durch welche die Spaltung eine dauernde wurde, haben die Urheber nicht verschuldet. Aber sie mußten wissen, daß der einmal abgeschossene Pfeil nicht zurückgerufen werden kann. Sie mußten wissen, daß jede menschliche Handlung unberechenbare Folgen hat und daß man somit um so mehr über den sittlichen Inhalt seines Thun und Lassens sich Rechenschaft geben muß. Sie können nicht die Verantwortlichkeit für das aus ihrem Vorgehen folgende Elend ablehnen und keiner darf sie ihnen abnehmen.

Wir sind zufrieden, daß wir bei der Beurteilung der Gründe, welche die Dauer der Trennung verursacht haben, und die außerhalb der sogenannten Reformatoren liegen, zum großen Teil mit Lord Halifax übereinstimmen. Nur sind diese Gründe immer in Verbindung mit dem verwerflichen Thun der Urheber dieser traurigen Trennung zu betrachten. Für sich allein genügen sie nicht, wie wir gleich sehen werden. Behandeln wir zuerst die Gründe selbst. Wir können uns kurz fassen. Der allgemeine Charakter jener Zeit ist bekannt.

a) Lord Halifax nennt zuerst den Einfluß des neu auftauchenden Heidentums, das kaum durch die Bezeichnung Renaissance verhüllt wurde. Die übertriebene Begeisterung für das Altertum erzeugte bei vielen eine Schwächung des religiösen Gefühls. Das eigentlich Christliche und Dogmatische sowie alles, was vom Mittelalter stammte, erschien den einseitigen Enthusiasten der Renaissance barbarisch und veraltet. Indifferent gegen den von der Kirche vertretenen, wesentlichen Unterschied zwischen Heidnischem und Christlichem, mischten sie das eine mit dem anderen und gefielen sich darin, den christlichen Gedanken in heidnischer Sprache zu verstecken. Nach und nach wurde dann auch der

Gedankeninhalt heidnisch. Gott heißt wieder Jupiter, der Himmel Olymp, die Heiligen sind Götter, die Exkommunikationen Dirae. Neben der Dreieinigkeit und der Jungfrau Maria rufen diese Humanisten auch die Musen an. Maria ist die Göttermutter, die Verstorbenen sind die Manen. Augustinus wird als Gott der Theologen und als der pythische Seher der Christenheit, Thomas von Aquin als Apollo der Schulen gepriesen. Die Lehre vom Sündenfall wird bei Cortesius durch den Satz eingeleitet, es solle jetzt der Phaeton des Menschengeschlechts in Betracht gezogen werden. Die Hölle wird nach heidnischer Art geschildert als Tartarus mit den Flüssen Kocythus, Avernus, Styx. Die Klosterjungfrauen werden als Virgines Vestales angeredet, die Kardinäle heißen Senatores. Bembo feiert Christum als „den erhabenen Heros", Maria als „strahlende Nymphe", er fleht um Abwendung des Zornes der Götter zu Jupiter um Regen (vgl. Pastor, Geschichte der Päpste im 15. Jahrhundert, III. Bd. Einleitung, S. 102 rc.). Die Bibel oder die Väter zu kennen, gehörte, zumal bei der Erziehung in angesehenen Familien, nicht mehr zur Mode; wohl aber mußten die Klassiker, wo möglich, auswendig gelernt werden. Elisabeth z. B. hatte die feinste klassische Bildung, sie sprach fertig und aus dem Stegreif Lateinisch und Griechisch.

Das Hochheben der Klassiker ging meistenteils gleichen Schrittes mit der Verachtung der kirchlichen Wissenschaft und Autorität, wenn nicht die kirchliche Wissenschaft selber in der klassischen Form erstickt oder dem alten Heidentum möglichst angepaßt wurde. Die großen Scholastiker, welche klar und scharf die katholische Lehre darboten, wurden verspottet; Homer und Plato in den Himmel gehoben. Das Leben der kirchlichen Künste zog ein klassisches Gewand an, selbst die liturgischen Gesänge und Dichtungen blieben nicht ohne störende Beeinflussung. Das Christentum erschien als ein Anhängsel des Heidentums, seine Heiligen als Nachäffer heidnischer Gestalten. Die Moral des Christentums fand man, vervollkommnet und besser, in den heidnischen Philosophen. Die Folge war eine äußere, der Gewohnheit entstammende Zugehörigkeit zur Kirche, während das Innere bereits abgefallen war.

Es ist heute bei vielen nicht besser und hier liegt ein bedeutender Grund für die religiöse Gleichgültigkeit der gebildeten Klassen. Die Kirche hat zwar im Konzil von Trient und durch spätere Entscheidungen den Glaubensschatz aus der heidnischen Hülle wieder voll und klar herausgeschält, offen und scharf vorgelegt und damit die hauptsächliche Schranke gegen den verderblichen Einfluß der klassischen Bildung aufgerichtet. Aber dafür ist diese Art Renaissance offizielles allgemeines Erziehungsmittel geworden. Man mißverstehe uns nicht. Niemals waren die Väter und Lehrer gegen die heidnischen Autoren. Sie erachteten es vielmehr als eine bittere Verfolgung, als Julian den Katholiken das Studieren der Klassiker entzog. Mit Heißhunger nahmen die Gregore, Hieronymus, Sulpicius Severus, Basilius u. a. die Klassiker in sich auf. Aber ganz etwas anderes ist es, die Klassiker als moralisches Erziehungsmittel zu benutzen. Gewiß kann man durch sie zu vollendetem Ausdrucke in der Rede, zu streng logischem Denken, zu hervorragender Kunstfertigkeit er-

zogen werden. Aber man soll nicht die Klassiker hinstellen als Erziehungsmittel für das Herz, für den Charakter, für sittliche Höhe, nicht als Ideale des moralischen Lebens. Gerade dies aber geschieht. Klassiker studieren müssen, ehe die christliche Religion im Verstande und im Willen festsitzt, ist eine der ernstesten Gefahren unserer Zeit, ist schon an sich widersinnig für jeden, der den Inhalt der Klassiker kennt; mag er sich darüber auch nicht klar werden. Aber es wird ja an den Gymnasien auch Religion gelehrt! Gewiß; Kinder von zehn Jahren bekommen durch dreißig Stunden ungefähr in der Woche Unterricht in den heidnischen Autoren und durch zwei vielleicht in der Religion. Jener Unterricht ist entscheidend für das Examen, dieser nicht. Wir haben auf dem Gymnasium — und das nämliche ist wohl so ziemlich überall der Fall — keinen einzigen Ausdruck aus dem Munde eines Professors gehört, der beim Lesen der Klassiker ans Christentum angeknüpft, der da gezeigt hätte, wie erhaben es über den Lehren dieser Klassiker steht, der den Mangel und das Dunkel der heidnischen Moral hervorgehoben hätte. Dafür mußten wir Knaben alle läppischen Liebesgeschichten unter den Göttern der griechischen Mythologie auswendig lernen; ohne daß kaum jemand es versucht hätte, den Charakter des Läppischen ihnen durch allegorische Deutung zu nehmen. Da besteht die größte Gefahr, daß Unglaube und Unsittlichkeit von dem Herzen des Schülers Besitz ergreifen. Dies ist eine offene Wunde unserer Erziehungsmethode, die durch keine pädagogischen Phrasen verdeckt werden kann. Es wird nicht verlangt, daß man die Klassiker verbanne; es wird ihnen nicht im mindesten ihr hoher Wert abgesprochen. Aber man soll sie nicht zu Erziehungsmitteln für Kinder machen. Wenn das Urteil bereits gefestigt ist, wird ihr Gehalt weit nützlicher wirken; als wenn unreife Kinder damit gespeist werden. Mit dieser Erziehungsmethode eben, wonach Philologen die geborenen Erzieher sind, begann das Zeitalter der Trennung in der Christenheit, die Verdunklung der religiösen Begriffe, die Gleichgültigkeit gegen die Autorität. Dieselben Folgen hat diese Methode jetzt um so mehr, je allgemeiner sie geworden ist; wenn nicht der religiöse, ernste Sinn der Familie dem Gymnasium sich entgegenstellt und die Kirche mit ihren frommen Übungen und Einrichtungen den vom Gymnasium ausgehenden Geist möglichst schwächt. Wo die Ursachen bleiben, dauern die Folgen an. Luther war kein Humanist. Aber der böse Same, den er auswarf, fiel in den von Humanisten vorbereiteten Acker. Und ähnlich verhielt es sich in England.

b) Lord Halifax drückt den zweiten Grund mit den Worten aus: „Das Papsttum war zu beschäftigt mit der italienischen Politik und mit örtlichen Interessen, als daß es das Gesamtbeste der Kirche sich hätte angelegen sein lassen können.“ Der Redner geht hier zu weit. Auch Gregor d. Gr., auch Zacharias, auch Leo III., Gregor VII. und andere hatten viel zu thun mit politischen Dingen und doch nahmen sie, wie keiner bestreitet, das Beste der gesamten Kirche mit hohem Ernste und äußerst erfolgreich wahr. Aber der Inhalt dieses Vorwurfs ist trotzdem nicht ganz abzuweisen. Wir möchten ihn nur etwas allgemeiner hinstellen, ihn nicht auf die Päpste beschränken. Gerade in den Ländern, in welchen

vorzugsweise die sogenannte Reformation triumphierte, die da an der Spitze derselben gewissermaßen marschierten, waren die Bischöfe und Äbte seit langen Jahrhunderten auch weltliche, staatliche Fürsten. Das Volk gewöhnte sich daran, in geistlichen Prälaten zugleich die Vorgesetzten in seinen zeitlichen Angelegenheiten zu erblicken. Der zeitlichen Gewalt gegenüber herrscht die sklavische Furcht: „Fürchte," sagt Paulus, „denn nicht ohne Grund trägt der Fürst das Schwert." (Röm. 13.) Der kirchlichen Obrigkeit bringt man vielmehr Liebe entgegen. Das Volk lernte, sklavische Furcht zu haben vor seinen geistlichen Fürsten und Furcht ist immer eine Last, die man gern abwirft. Man sucht keine Zuflucht bei denen, vor welchen man wegen der ihnen zu Gebote stehenden Gewaltmittel sich fürchtet. Die Religion ist mit den Personen verbunden, von ihnen getragen. Nach und nach überträgt sich das Gefühl, welches man den Personen gegenüber hat, auf die Religion selber. Wenn zudem Geistliche Reichsfürsten waren, also Zeitliches und Weltliches geeint; so mochten auch zur Abwechselung weltliche Fürsten die geistliche Gewalt vertreten. Der Unterschied verwischte sich nach und nach beim Volke. Wir gehen auf Einzelheiten nicht ein, bloße einzelne Fälle hätten nicht so viel Einfluß gehabt. Der Zustand im allgemeinen war nach dieser Seite hin günstig, um das Volk im Handumdrehen von seiner Religion abwendig zu machen.

Man bemerke wohl: Der zeitliche Besitz ist durchaus verträglich mit der kirchlichen Prälatur und auch zeitliche Souveränetät. Im Beginne der Kirche bereits wurden die ersten Vorschriften der Apostel im Bereiche des Zeitlichen erlassen. Aber diese Verwaltung gereicht wohl der zeitlichen Wohlfahrt der Untergebenen zum Heile; es hält aber schwer, mit ihr zusammen den kirchlichen Geist aufrecht zu halten. Deshalb wird auch in der Apostelgeschichte als Grund jener Vorschriften angeführt, daß die Apostel nicht mehr gehindert sein wollten im Gebete und in der Verkündigung des Wortes Gottes. Bekannt ist ja das Wort Gfrörer': „Die drei Erzbistümer Mainz, Trier, Köln haben das feste Gefüge des Deutschen Reiches Jahrhunderte lang zusammengehalten." Und Guizot sagt von den Bischöfen Frankreichs, „sie hätten das politische Gebilde, welches heute Frankreich ist, geschaffen, wie die Bienen die Honigscheibe." Man soll also der Kirche keinen Vorwurf machen, daß sie das Zeitliche ebenfalls zur Teilnahme an der Gnade Christi erheben wollte; denn gerade dies hat die zeitliche Wohlfahrt der Völker begründet oder vermehrt. Es ist wahr, was der heilige Geist durch den Mund des Psalmisten sagt: „Die Fittiche der Taube," nämlich der Kirche, „sind in Silber getaucht, der hintere Teil ihres Rückens strahlt im Goldglanze." (Ps. 67, 14.) Die Völker haben dies gemerkt, nachdem sie sich in ihren zeitlichen Angelegenheiten, in ihrer Gesetzgebung von der Kirche abgewendet. Trotz aller sonstigen Entwicklung der Naturkräfte ist der sociale Frieden nicht mehr zurückgekehrt; sondern die politische Zerrissenheit, das sociale Elend wird immer größer. Durch die Kirche standen die Völker als Ganzes mit den Fittichen der Liebe des heiligen Geistes in Verbindung und da konnte nur Segen und Frieden in dieselben strömen.

Die Kirche hatte für ihren eigensten, geistigen Beruf oft Nachteil

von dieser Sorge, trotz aller Mittel, mit denen sie auf das einzige Notwendige zeigte. Es bewahrheitete sich das Wort des Propheten (Ezech. 16, 49): „Siehe da; die Quelle der Bosheit Sodoma': Sättigung, Überfluß, Hochmut." Die Völker schlugen voll Übermut, wie ein junges Füllen, aus gegen ihre Mutter, nachdem sie durch die kirchliche Fürsorge zu hohem Wohlstande gelangt waren. Anstatt ihr zur Erweiterung des Reiches Gottes zu helfen, dem Raume nach und in den Herzen, benutzten sie den von Gott verliehenen Segen, um sie zu beleidigen und zu unterdrücken. Kein Jahrhundert in der Geschichte wird wohl gefunden werden, in dem die zeitliche Wohlfahrt der Völker so groß war (vgl. für Deutschland Janssen, Gesch. des deutschen Volkes, Bd. I; für Italien Pastor, Papstgesch., Bd. III), und keines, in welchem die von Gott verliehenen Güter derart in den Dienst des Lasters und der Unbotmäßigkeit gegenüber dem Heiligen gestellt wurden wie das fünfzehnte.

Was speciell das Papsttum betrifft, so bekennen wir offen, daß die meisten der Päpste des 15. Jahrhunderts nicht zu unseren Idealen gehören. Aber ein Papst ist überaus schwer zu beurteilen. So außerordentlich groß ist sein Wirkungskreis, so übermäßig hoch seine Stellung, so erhaben das Bild, welches man sich im Geiste von einem sichtbaren Stellvertreter Christi macht, daß man in den Päpsten gern die vollendetsten Heiligen sehen möchte. Jeder Fehler in den Päpsten erscheint, so sagt Pallavicini mit Recht, durch die überhohe Stellung in tausendfacher Vergrößerung. Mag es auch sein, wie Lord Halifax meint, daß die damaligen Päpste, zumal würde dies von Julius II. gelten, etwas zu viel das zeitliche Interesse des Kirchenstaates und die damit verbundene Politik beschäftigte; so bedingungslos, wie es der Redner thut, darf man dies nicht hinstellen. Wenn man die Schreiben jener Männer liest, in denen politische Dinge erörtert werden, so geschieht letzteres doch immer unter dem großen Gesichtspunkte des Wohles der ganzen Christenheit, unter dem Gesichtspunkte der Religion. Und fern sei es zu sagen, jene Päpste seien ganz „absorbiert worden" von örtlichen Interessen. Ohne ihre Sorge wäre heute, menschlicherweise gesprochen, der Mohammedanismus in Europa herrschend. Macht man ihnen Vorwürfe wegen der Gelder, die sie nach Rom zogen, so thut man dies mit Unrecht. Zum allergrößten Teile dienten diese Gelder, in einer oder der anderen Weise, der ganzen Christenheit. Fürsten, die den Halbmond abwehrten, wurden daraus freigebig unterstützt, neue Unternehmungen gegen den allgemeinen Feind der Christenheit vorbereitet, Gefangene losgelöst. Die diesbezüglichen „Beschwernisse" gegen Rom waren elende Heucheleien. Der Papst scheute sich nicht, vorzulegen, wohin die Gelder geflossen seien. Wie viele Gelder der Kirche überließ nicht der Papst diesen Fürsten, die dann sie zum eigenen dynastischen Vorteil, gegen ihr feierliches Versprechen, zum Luxus sogar, verwandten! Und wäre denn dies so schroff zu verurteilen, daß die Päpste die Kunst freigebig förderten und sie dadurch der Religion dienstbar machten. Wir sehen ganz davon ab, daß die Verwaltung der rein kirchlichen Angelegenheiten von Rom aus nie gelitten hat; wohl aber, daß die

Fürsten ihr unsägliche Schwierigkeiten, meist böswillig, bereiteten. Das führt uns zu einem Hauptgrund, den Lord Halifax ganz übersehen hat.

c. Wir meinen den Zug der Zeit zum Despotismus. Immer steht die persönliche Freiheit mit ihrer Thatkraft im direkten Verhältnisse zur Erbreiterung des Einflusses der Kirche. Die Häresieen des 16. Jahrhunderts sind überall socialer Natur. Sie münden in unseren Tagen in die Unlösbarkeit der socialen Frage, d. h. in die Auflösung der staatlichen Gesellschaft als eines gegliederten Ganzen, wenn die Staaten sich selbst überlassen werden. Aus dem Einflusse des Geistes der Kirche kamen die freien Verfassungen des Mittelalters, unter welchen es den einzelnen gestattet war, politisch und social-ökonomisch zu atmen. Die Gesetze Eduards, des Heiligen (1042—1066), bilden die Grundlage der Freiheiten Englands. Die freie Selbständigkeit der städtischen Korporationen in Deutschland stand unter dem Schutze der Kirche. Soweit die Kirche einfließt, giebt sie der persönlichen Initiative stets gebührenden Spielraum und stellt Frieden her zwischen den Opfern, die das Ganze verlangt, und den Vorteilen des einzelnen. Gregor VII., Alexander III., Innocenz III., Innocenz IV. und andere Päpste hatten den Völkern das Bewußtsein zurückgegeben, daß sie verlangen könnten, frei regiert zu werden. Ihre Kämpfe mit dem Kaiser, den englischen, französischen und anderen Königen waren vielmehr Kämpfe gegen die schrankenlose Tyrannei gewesen, Kämpfe für die vernünftige Freiheit der Völker, als Kämpfe für eigene Interessen. Am Ende des 13. Jahrhunderts änderte sich das. Nicht durch die Schuld des Papsttums, sondern durch den Triumph der rohen Gewalt. Bonifaz VIII. war die letzte jener machtvollen, und doch so demütigen Gestalten gewesen, die an der Spitze der christlichen Völker dem Despotismus der Fürsten ein Halt zuriefen.

Es kam die sogenannte babylonische Gefangenschaft von Avignon mit ihrem erschreckenden Abschlusse: dem großen Schisma. Dieses Schisma war aber kein solches wie heute. Nicht hielt sich das eine Volk an den einen Papst, als ob dieser bloß sein Oberhaupt wäre, und das andere an den zweiten oder dritten. Jedes Volk hielt den Papst, welchen es anerkannte, für das Oberhaupt der ganzen Christenheit. Das Bewußtsein der Einheit war unter den Völkern noch lebendig. Die Fürsten benutzten das Unglück der Kirche, um immer mehr Macht an sich zu reißen. Die Stimme des Volkes drang kaum mehr, es sei denn durch das Organ der Fürsten, an den Apostolischen Stuhl. Dieser verlor mehr und mehr die direkte Fühlung mit den christlichen Völkern. Von Pontifikat zu Pontifikat finden wir weniger unmittelbares Einwirken auf die Völker und minderes Eintreten für ihre politischen Rechte. Allmählich bereitete sich das gegenteilige Verhältnis im Vergleiche zum früheren vor. Die Fürsten begannen, auch die kirchlichen Dinge in ihren Machtbereich zu ziehen. Die neue Richtung der Renaissance begünstigte dieses Streben. An die Stelle der christlichen Freiheit, die in jedem Menschen das Bild Gottes ehrt, trat nach und nach im Bewußtsein der Völker die „klassische", d. h. die heidnische Freiheit, welche nur für die Bevorrechteten gilt, den Sklaven und Armen gar keine Rechte

zuerkennt. Von da bis zur Inanspruchnahme aller kirchlichen und staatlichen Rechte von seiten des Fürsten war nur ein Schritt.

In der That finden wir in allen Staaten, wo im 16. Jahrhunderte offen die Revolution den Sieg davontrug, diesen Sieg vom nacktesten Despotismus begleitet, vor dem keine persönliche Selbständigkeit der Meinung mehr gilt, der da den Grundsatz aufstellt: Cujus regio, ejus religio, d. h.: Mir gehört das Land, mir gehören auch die Gewissen. In den anderen Staaten, die der Kirche treu blieben, tritt anstatt des Protestantismus eine andere ähnliche Tendenz: hier der Gallikanismus, dort der Josephinismus, da der Febronianismus und andere. Überall wird durch materielle Macht das Papsttum eingeengt. Es wird in seiner geistigen Sphäre selber verletzt, damit es der Neugestaltung des socialen Lebens, dem rohesten Absolutismus, keine Hindernisse in den Weg legen könne. Die Anarchie der französischen Revolution, deren Geist ja in ganz Europa lebendig waltete, mit dem unerhörten Despotismus eines Napoleon bildet den Abschluß dieser Richtung. Und zugleich bedeutet diese Zeit die tiefste äußere Erniedrigung des Papsttums, dessen Kraft man gern in Fontainebleau eingeschlossen hätte. Von da ab steigt wieder die Richtung zur politischen Freiheit hin, zusammen mit dem Steigen des Ansehens der Päpste. In den Tagen von Pius IX. und Leo XIII. haben wieder die Völker in ruhmreichster Weise der festesten Stütze ihrer Freiheiten sich erinnert. Die persönlichen Feste dieser Päpste feierten sie wie Feste des Erdkreises. Tyrannische Regierungen, despotische Staatslenker sind immer Gegner der Kirche. Sie ahnen, daß da eine Kraft sitzt, welche sie nicht messen und ihren Absichten unterwerfen können.

Man frägt, wie konnten die Päpste sich in dieser Weise zurückziehen und ihrer, einmal übernommenen, Aufgabe untreu werden? Dies ist dieselbe Frage, wie wenn man sagt, warum denn gerade die sogenannten katholischen Völker so tief durch Revolutionen zerrissen worden sind. Man legt dem kirchlichen Einflusse Fesseln an und dann schreit man, daß er sich nirgends bemerklich mache. Man trennt den Lebensquell der Kirche, das Papsttum, von den Völkern, und wundert sich dabei, daß das Christentum in den Massen abnimmt. Die Briefe der Päpste, ihre Erlasse, selbst ihre Glaubensentscheidungen werden dem staatlichen Placet unterworfen; was nicht gefällt, wird nicht angenommen; und dann ruft man dem Papste zu, er verstehe nicht, die Religion im Volke zu heben. Spanien, Portugal, Frankreich, die kleinen Staaten Italiens kannten im vorigen Jahrhunderte keine wichtigere Aufgabe, als den freien Einfluß des Papsttums zu hemmen; die Folgen sind bekannt. Gewalt, materielle Gewalt hat die Päpste gezwungen, mit blutendem Herzen den Despotismus walten zu lassen, bis durch Gottes Schickung sein natürliches Ende kam oder noch kommen wird. Die Übel müssen sich auswachsen, ehe sie durch Selbstmord enden.

Vom Volke, d. h. von der persönlichen Freiheit des einzelnen, ging weder in Deutschland noch in England noch sonst wo die „Reform“ im 16. Jahrhundert aus; ebensowenig wie der Gallikanismus und Josephinismus. An die Gewalt appellierte Luther und Calvin ebenso-

gut wie Heinrich VIII. und Elisabeth. Die materielle Gewalt war der Acker, in den der Same des Unkrautes geworfen wurde und der ihn festhielt. Die Freiheit des Gewissens bestand darin, daß jeder sein Gewissen so einrichten mußte, wie das Privaturteil des Machthabers wollte. Wer dem widerstrebte, wanderte ins Gefängnis oder aufs Schafott.

d) Lord Halifax spricht vom Eindringen neuen Wissens, dessen die traditionelle Theologie nicht Herr werden konnte. Wir wüßten nicht, welch neues Wissen Heinrich VIII. oder Eduard VI. oder Elisabeth in die Welt geworfen hätte. Auch Luther und noch weniger Calvin wollten ein neues Wissen einführen. Gewiß hatte damals die Naturwissenschaft einen neuen Weg eingeschlagen. Indessen gerade von ihr wollten diese Neuerer nichts wissen; wohl aber katholische Theologen und der Papst. Copernikus, der bekanntlich ein frommer, durchaus gläubiger, katholischer Geistlicher war, durfte ohne Hindernis von seiten der Kirche sein neues System vorlegen. Wie er nach Rom kam, wurde er hochgeehrt, und der Papst ließ ihn Vorlesungen über seine Ansicht halten. Hatte ja doch schon Thomas geschrieben, daß das System der Epicyklen bloß eine Voraussetzung, eine Hypothese sei; es könnte sich auch anders verhalten. Meint Lord Halifax die Wissenschaft, die von der Renaissance begleitet wurde, so fand deren Inhalt, soweit er positiv war, gerade unter den tüchtigsten Theologen, wie der Kardinal Johannes Dominici, Kardinal Cusanus, bis zu den Päpsten hinauf, eifrige Vertreter. Die sogenannte „Reform“ hat der Wissenschaft nicht im mindesten gedient. In ihrem Gefolge fand sich im Gegenteil die gröbste Unwissenheit, der krasseste Aberglaube. Man möge nur Janssen darüber lesen in allen seinen Bänden. Noch heute hat unter dieser Unwissenheit die Beurteilung des Mittelalters zu leiden.

Man nennt es die Zeit der Unwissenheit und zieht dafür stets Beispiele an, welche aus dem 16. Jahrhundert genommen sind. Da, in diesem Jahrhundert, ist ein Niedergang im Wissen zu beklagen, wie er in keinem Jahrhunderte zu finden ist, und zwar überall, wo die „Reform“ durchdrang. Spanien, Italien, Frankreich erzeugten zu jener Zeit die größten Gelehrten. Damals wurden in den „reformierten“ Ländern mehr Kunstschätze und Bibliotheken zerstört, als je in der Weltgeschichte. Das war die wirkliche „finstere Zeit des Mittelalters“, gemäß den geschichtlichen Thatsachen. So sehr in diesen Ländern am Ende des 15. und am Anfange des 16. Jahrhunderts die Wissenschaft aufstrebte, desto mehr sank sie im Gefolge der Neuerer.

Das ist ganz natürlich. Der Irrtum verträgt sich nicht mit der Wissenschaft. Das Dunkel flieht das Licht. Die Kirche hat kein nach außen hervorragenderes Streben, als daß ihre Wahrheit von allen Seiten her beleuchtet werde. Je mehr sie gekannt wird, desto mehr gewinnt sie. Nur wer sie nicht kennt, nähert sich ihr nicht oder trennt sich von ihr. Deshalb begann im 16. Jahrhundert jenes abscheuliche System von Lügen und Verleumdungen mit Rücksicht auf die Kirche Gottes, welches Voltaire und die Encyklopädisten nur fortgesetzt haben. Ich erinnere mich noch, wie vor etwa 40 Jahren, als die erste Mission in meiner Vaterstadt von Jesuiten abgehalten wurde, ein Herr, natür-

lich war er Protestant, mir ganz erstaunt sagte: Wie ist denn das? Wir sind immer gelehrt worden, daß die Jesuiten Pferdefüße haben; ich sehe aber, sie haben Füße wie andere Menschen. Nur weil man die kirchliche Lehre boshaft und wissentlich entstellte, konnte man sie beim Volke zu einem Gegenstande des Abscheues, der Verachtung machen. Wie viel Theaterstücke, Romane, Gemälde u. dgl. sind nicht bis auf den heutigen Tag fabriziert worden, um die katholischen Orden, den katholischen Klerus, die katholischen Sakramente dem Spotte preiszugeben! Wahrlich, eine unendliche Kraft muß in der Kirche walten, daß all diese schmählichen Lügen und Verleumdungen, man möchte sagen, nur dazu dienen, um die Anziehungskraft der Orden zu mehren, dem Klerus Achtung zu gewinnen und die Frequenz der Sakramente zu steigern. Es hat nichts geholfen, seit drei Jahrhunderten vom „papistischen Greuel", von der „Tyrannei des Papstes", von „Roms Herrschsucht", von „Gott aus Brot" u. s. w. zu sprechen. Heute steht die katholische Kirche kräftiger da, hat festere Wurzeln im Volke wie vor drei Jahrhunderten.

Möge Lord Halifax sich davon selbst überzeugen: Je wahrer die Kirche hingestellt wird, gerade wie sie ist, desto unwiderstehlicher zieht sie an. Je wahrer der Irrtum, sei es die Anglikanische Kirche oder der Protestantismus, vorgelegt wird; desto mehr schreckt seine Häßlichkeit ab. Mit dem Lichte des Katholizismus in der Hand kann man alle Gebiete des menschlichen Wissens sicheren Schrittes durchwandeln; man stößt nicht an, man erleuchtet. Das Gegenteil ist beim Irrtum der Fall. Da findet man überall im menschlichen Wissen Unmöglichkeiten und Widersprüche. Die Spaltung wird so lange dauern als die Unkenntnis, welche über die katholische Kirche herrscht. In den Acker der Unwissenheit ist das Samenkorn der Neuerer versenkt worden; sucht der Irrende die Unkenntnis zu entfernen, so entzieht er dem Irrtum die Lebenskraft.

e) Endlich wirft Lord Halifax den Autoritäten der Kirche vor, sie hätten sich bei der „Versteinerung der Moral" beruhigt, die Trennung der Moral von der Religion gutgeheißen. Wie er das beweist, ist seiner unwürdig. Es ist diese Seite die beklagenswerteste in seiner Rede. Drei Geschichten bringt er vor. Eine englische Dame hat einen Diener, der in die Messe geht und dabei stiehlt; also hat sie erkannt, daß für den größten Teil Italiens die äußeren, frommen Übungen eine Gefahr sind und beinahe den ganzen Inhalt der Religion bedeuten, die erste Pflicht des Gläubigen. Damit wird bewiesen, daß „die kirchlichen Autoritäten" sich bei der „Versteinerung der Moral" beruhigen und der Trennung von Religion und Moral ruhig zusehen. Hätte nur die Dame oder Lord Halifax einen italienischen Katechismus in die Hand genommen und gelesen, ob da geschrieben steht, man könne stehlen, wenn man nur in die Messe gehe. Der Katechismus ist jedenfalls von kirchlichen Autoritäten approbiert, ein Diener nicht. Im Katechismus wird der Lord finden, daß alle äußeren Übungen, sogar die Sakramente mit der Messe, nur Mittel sind, um zur inneren Vollendung zu gelangen. Das kann er zudem oft genug in Predigten hören.

Dann erzählt er von einem Kardinal Ägidius, der gesagt haben soll, diese Art, Indulgenzen zu predigen, wie im 16. Jahrhundert, sei eine Ermutigung zur Sünde. Nun, wenn ein Kardinal, also eine katholische Autorität, eine gewisse Art, Indulgenzen zu verkünden, verurteilt, „so beruhigen sich doch offenbar nicht die Autoritäten der Kirche bei der Trennung von Moral und Religion." Endlich legte die Witwe von Paleazzo Sforza den Theologen von Paris die Frage vor, ob einem unbußfertig gestorbenen schweren Verbrecher der Papst die Peinen des Fegfeuers nachlassen könne. Dazu brauchte diese Person gar nicht nach Paris zu gehen; in jedem Katechismus hätte sie, auch damals schon, unter den sechs Sünden wider den heiligen Geist die Unbußfertigkeit gefunden. Die Sünden wider den heiligen Geist aber werden weder in diesem noch in jenem Leben nachgelassen. Alle diese sechs Sünden aber lassen sich auf die endgültige Unbußfertigkeit zurückführen. Hier haben wir, sogar bei diesem ernsten, wahrheitsdurstenden Manne, die Manie, erst die Kirche zu verleumden, und nachdem er sie so sich hingestellt, wie er sie gern möchte, sie ins Unrecht zu setzen. Zum Glück ist dies die einzige, wirkliche bassesse der Rede, die sonst in einer dem Gegenstande durchaus würdigen, oft hoheitsvollen Sprache sich an die Zuhörer wendet.

Soweit nun, mit Rücksicht auf die Sittlichkeit, das 15. Jahrhundert in Betracht kommt, so können wir es durchaus nicht zugeben, daß „das charakteristische Merkmal desselben die Trennung der Moral und der Religion war." Spricht man von einem Jahrhundert, um es zu charakterisieren, so muß man alle Seiten desselben betrachten. Nun zählt Chevalier (Repert.) einzig für Italien bis an hundert Heilig- und Seliggesprochene zusammen, die im 15. Jahrhundert dort lebten. Wenn Lord Halifax mit katholischen Einrichtungen in etwa bekannt ist, wird er wissen, was dies für eine Bedeutung hat. Diese Heiligen und Seligen sind zum größten Teile Prediger, Bischöfe, in ihrem Leben höchst einflußreiche Ordensfrauen, wie Franziska Romana, Coleta, Bernardin von Siena, Antoninus von Florenz, so daß ein jeder von diesen Namen von einer Schar gleichgesinnter, bekehrter Seelen umgeben ist. Eine ganze Reihe Bußprediger, die Großes wirkten, führt Pastor an. Wenn er Janssen nach Deutschland folgt, wird der Lord da auch das Gegenteil seiner Behauptung finden. Wie hoch in England die Tugend zur Zeit Heinrich' VIII. noch stand, geht aus der großen Zahl derer hervor, welche sich lieber martern ließen, als daß sie schändlicherweise ihren Glauben preisgegeben hätten. Unser Raum ist zu beschränkt, um eingehender dies zu behandeln. Viele Bücher bieten zudem hierüber Aufklärung. Möge Lord Halifax nur beachten, daß man es gleich sieht, wenn am Kleide ein Flecken sich findet; ist dasselbe aber rein, so giebt niemand acht. Gott ist unsichtbar, weil er vollkommen ist. Die wenigen Schlechten in einem Lande machen sich gleich bemerklich, das viele Gute blüht im Verborgenen. Wir haben auch gar nicht für unseren Zweck es nötig, weiter darauf einzugehen. Wenn Lord Halifax eine solche Behauptung macht, so würde sie nur dann seinem Zwecke dienen, wenn er nachwiese, Rom habe solche Trennung der Moral und der Religion sanktio-

niert, die kirchlichen Autoritäten hätten sich dabei beruhigt. Aber das begründet der Redner in keiner Weise. Oder will er damit bloß sagen, es sei erklärlich, daß „die Neuerer“, wie Heinrich VIII. und fast alle anderen, unsittlich gewesen sind, denn so hätte es die Zeit mit sich gebracht? Nun, dann hätten diese „Reformatoren“ sich eben „dieser Zeit angepaßt“, was Paulus (Röm. 12, 2) verbietet, und hätten sie nicht „reformiert“. Es würde von ihnen in Wahrheit gelten, was Lord Halifax sagt: „Die Menschen wollten religiös sein, aber nicht moralisch.“ Dem könnten wir beistimmen.

Es ist durchaus nicht wahr, daß das 15. Jahrhundert das traurige Vorrecht hatte, so sehr unsittlich zu sein. Selbst unter den Vertretern der Renaissance in Italien gab es manche, die wohl, im klassischen Sinne, Unanständiges schrieben, die aber in der That nicht so waren. Die Sinnlichkeit wurde erst recht frei gemacht im 16. Jahrhundert, als Luther die Ehe „ein weltlich Ding“ nannte und dem Philipp von Hessen die Bigamie erlaubte, als er selbst trotz der Gelübde heiratete; als Heinrich VIII., um seiner Unsittlichkeit zu folgen, die Anglikanische Kirche gründete, von Elisabeth, der „jungfräulichen Königin“ ganz zu schweigen. Als Luther den Glauben allein ohne die guten Werke zur Seligkeit erforderte und sogar schrieb: „Sündige drauf los und glaube noch fester,“ da war der Acker, auf dem das Samenkorn der Häresie gedeihen konnte, genügend gekennzeichnet.

f) Wenn wir also zugeben, daß die Gründe, welche Lord Halifax anführt, zum Teil die Dauer des Schisma erklärlich machen; so weisen wir es in bestimmtester Weise zurück, daß sie das Schisma überhaupt oder das Verbleiben darin rechtfertigen. Für uns treten Thatsachen ein, nicht bloß theoretische Beweisgründe. Schon oft im Leben der Kirche hatte der Feind Unkraut gesäet und der Herr der Ernte ließ es mit dem guten Weizen wachsen. Wer hatte jedesmal die Reinigung besorgt, daß das Unkraut nicht den guten Weizen völlig überwucherte? Immer Rom. Die Lanfrancs, die Anselme, die Beckets wandten sich nach Rom um Beistand in ihrem Streben, den ihnen anvertrauten Acker zu reinigen, wenn sie vom Staate gehindert wurden. Und der Erfolg blieb nie aus. Im 11. Jahrhunderte z. B. war die Kirche überschwemmt von Simonie, Konkubinat, von Ketzereien aller Art. Wer hat geholfen? Rom. Leo IX. fing mit vollster Energie und mit unsagbaren körperlichen und seelischen Mühen an; — Gregor VII. vollendete das Werk. Es dauerte lange. Fürsten und Könige und Kaiser stellten zwar mit aller Macht, wie im 16. Jahrhunderte, ihren Einfluß in den Dienst der Finsternis. Aber Rom ist der Beistand desjenigen gesichert, der da gesagt hat: „Petrus, ich habe gebetet für dich, daß dein Glaube nicht wanke; und wenn du bekehrt sein wirst, stärke deine Brüder.“ Rom allein kann in der Christenheit helfen. Aber, sagt man, im 16. Jahrhunderte waren die Verhältnisse andere. Wir wiederholen, Rom allein konnte helfen und hat auch im 16. Jahrhunderte geholfen, wo nicht die Unzucht auf dem Throne saß und nicht die Unwissenheit sich vor die Leuchte des Glaubens stellte. Lord Halifax selber kann dies nicht leugnen. Er sagt, das Verderben sei aus den genannten Gründen allgemein gewesen.

Also war es auch in Italien, in Spanien, in Frankreich, in den übrigen Ländern, die Gott treu blieben. Alle diese Länder und ebenso zum Teil Deutschland, erhielten aber von Rom die wahre Reform, da sie die falsche verschmähten. Überall erblühten da neue, staunenswerte Werke des christlichen Glaubens und der christlichen Liebe. Die heiligen Vincenz, Franz v. Sales, Franziska v. Chantal und viele andere in Frankreich; Theresia, Johann v. Kreuz, Johann v. Gott, Ignatius, Avila und eine große Menge anderer Heiliger in Spanien; Cajetan, Angela Merici, Philippus Neri, Karl Borromäus, um nur diese zu nennen, in Italien; Canisius in Deutschland waren wirkliche Reformatoren, die in Rom die Berufung zu ihrer Wirksamkeit suchten und die da wirklich halfen. Diese Heiligen reformierten mit der Macht des Wortes und des Beispiels. Sich selbst brachten sie zuerst zum Opfer dar, ehe sie anderen von Opfer sprachen. Ihre Beweisgründe bestanden nicht in der Folter und im Schafott, sondern im Worte Gottes, im reinen Evangelium, wie es die Väter lehrten. Ein neuer Geist zog ein in die Völker, ein Geist, der auch Lord Halifax so gefällt, daß er gern ebenfalls in Rom den Lebensquell suchen möchte.

Dieser neue Geist erhielt seine endgültige Gestalt im Konzil von Trient, dem größten Wunder des 16. Jahrhunderts; so unüberwindlich erscheinen die Schwierigkeiten bei seinem Beginne wie bei seiner Fortsetzung und seinen Verhandlungen. Lord Halifax meint, es sei zu spät gekommen, und legt dies dem Papsttum zur Last. Der Redner möge im Pallavicini nachlesen, wer dieses Konzil endlich, mit ungeheurer Mühe, zustande gebracht und von welcher Seite immer wieder neue Schwierigkeiten gemacht wurden. Es ist richtig, daß Klemens VII. kein Konzil wollte. Aber warum? Er wollte kein Konzil, wie man es ihm vorschlug, in welchem nämlich die Protestanten, obgleich Laien oder nur Priester, gleiches Stimmrecht hätten mit den Bischöfen, in welchem die ganze katholische Lehre zur Diskussion gestellt würde, um von neuem entschieden zu werden, in welchem am Ende der Papst, anstatt zu richten, gerichtet worden wäre. Entweder ein katholisches Konzil, wie es immer gefeiert worden — und das war nicht zu erlangen — oder gar keines. Wie soll ein Konzil gehalten werden ohne Bischöfe; diese aber wurden von den verschiedenen Höfen zurückgehalten, wenn nicht der Wille dieser Höfe geschah! Monatelang warteten die Legaten in Mantua, nachdem ein Konzil dahin angesagt worden; aber es kam kein Bischof. Ob es zu spät war, das steht uns nicht zu entscheiden zu und überhaupt keinem Menschen, das sind Gottes Ratschlüsse. Wenn es zu spät war, so trägt der Papst daran keine Schuld; sondern einzig die Neuerer, die heute danach verlangten und morgen, wenn Ernst gemacht wurde, es ablehnten.

Ohne irgend berechtigten Grund wurde England und die übrigen Länder von Rom getrennt. Ohne berechtigten Grund dauert die Trennung an. Nur Rom kann im wahren Sinne des Wortes reformieren. Nur der bedingungslose Anschluß an Rom kann dem Gewissen Ruhe, dem socialen Leben Kraft, dem Frieden unter den Völkern Dauer geben. Von Rom kommt kein Unrecht. Man hat ihm Unrecht gethan und hat die Pflicht, es wieder gutzumachen. Dies ist das Er-

gebnis, zu dem wir gelangen, wenn wir den von den Jahrhunderten vorgelegten Thatsachen folgen wollen. Wir sagen „bedingungsloser" Anschluß; denn der Weg, wie ihn Lord Halifax sich denkt, um zur Einheit zu gelangen, erscheint uns nicht gangbar. Darüber noch einige Bemerkungen.

3.

Der Weg zur Einigung.

Was den Nutzen der Einigung aller Christen betrifft, so haben wir zu dem, was Lord Halifax sagt, nichts hinzuzufügen. Wir möchten nur einem Mißverständnis vorbeugen. Wenn der Redner sagt, Leo XIII. wolle alles in Bewegung setzen, um die Einheit zu erreichen und dann vermittels der geeinten Christenheit die sociale Frage zu lösen; so glauben wir schwerlich, daß der Papst einen derartigen Plan ausgearbeitet hat oder auch nur im Sinne des Lords daran denkt. Die Päpste pflegen solch weitaussehenden Plänen nicht nachzugehen. Sie wollen einfach das Beste. Das Reich Gottes wollen sie in den Herzen ausbreiten. Jesu Christo wollen sie Seelen und diesen Seelen die ewige Herrlichkeit gewinnen helfen; das ist ihr ganzer Plan. Freilich, wenn Gott dazu seinen gnadenreichen Segen giebt, so zeigen sich im Laufe der Jahrhunderte, auch für die zeitlichen Verhältnisse, die fruchtreichsten Folgen. Aber an diese hat wohl der heilige Geist gedacht, nicht aber sein Werkzeug, der Papst. In Geschichtsbüchern kann man z. B. lange Abhandlungen finden über den Plan Gregor' VII. In seinen Briefen und sonstigen Kundgebungen existiert keine Spur. Gregor VII. wollte die Kirche reinigen, der Sittlichkeit im Leben der Völker wieder die erste Stelle verschaffen, Christi Ehre befördern, wie dies die vorliegenden Verhältnisse gestatteten. Was für großartige Früchte aus seinen Arbeiten reiften, wie sein Pontifikat den Völkern für Jahrhunderte die Richtung zur Freiheit von fürstlichem Despotismus und damit zur Entfaltung der reichsten Kräfte wies; das kam vom Segen Gottes. Daran dachte der demütige Ordensmann nicht, der bei seinen schweren und kummervollen Mühen Zeit fand, so schöne Briefe über die häufige heilige Kommunion und über das innere christliche Leben zu schreiben.

Nimmt Gott in seiner Güte die Anstrengungen und Absichten Leo' XIII. gnädig auf, so ist nicht zu zweifeln, daß sich daraus die weittragendsten Folgen für alle Gebiete des menschlichen Lebens, ein Umschwung für Jahrhunderte ergeben wird. Aber das muß man nicht jetzt mit den Absichten des Papstes verknüpfen. Das Heil der unsterblichen Seelen will der Papst und nichts anderes. Von diesem Standpunkte aus müssen seine Worte aufgefaßt werden; diesen Standpunkt müssen jene einnehmen, welche ihnen folgen wollen. Die Politik muß da weit hinweg. Nicht zu viel Phantasie in unserem Punkte. Das kann bloß hinderlich sein. Auch wie die Christenheit ganz und gar, der Occident mit dem Orient, geeint war, gab es inneres und äußeres Elend. Selbst im Kollegium der Apostel. Selbst in der ersten Christengemeinde zu Jerusalem. Der dreifache Kampf gegen Augenlust, Fleischeslust und

Hoffart des Lebens wird nie aufhören. „Viele sind berufen, wenige sind auserwählt"; das gilt immer. Auch auf dem Acker, in welchen Christus seinen Samen wirft, findet sich das Unkraut. Das Heil seiner eigenen unsterblichen Seele zuerst muß derjenige ernst vor Augen haben, der sich nach Einheit sehnt. Dann wird um so eher alles übrige, was Lord Halifax wünscht, folgen, wenn jeder in den Angelegenheiten seiner Seele vor allem an sich, an die eigene Vervollkommnung denkt. Eine Seele, in welcher der Dreieinige wohnt, wird von selbst nach außen getragen, um andere ihres Glückes und ihres Friedens teilhaft zu sehen. Nach diesem Grundsatze müssen die ferneren Gedanken Lord Halifax' beurteilt werden.

Der Lord will die Anglikanische Kirche als solche, als Ganzes, mit der Römischen verbinden. Wir fürchten, daß er sich da einer Täuschung hingiebt, die ihm leicht verderblich werden kann. Leo XIII. ist offenbar nicht seiner Meinung. Er wendet sich in seiner Einladung zur Rückkehr nicht an das englische Volk, nicht an die Anglikanische Kirche, sondern an „diejenigen alle, welche, guten Willens, sich nach der Einigung sehnen;" also an jede einzelne Person. Ein Opfer dieser Täuschung, der sich Lord Halifax hinzugeben scheint, ist bereits Pusey geworden. Er war ja im Herzen katholisch, das bestreiten wir nicht. Aber selbst Newman konnte ihn nicht zum Übertritte bewegen. Denn Pusey meinte, er sei katholisch; die Orientalische, Römische und Anglikanische Kirche, also jene Kirchen, die noch die Hierarchie, wenigstens äußerlich, haben, seien nur drei Äste aus gemeinsamer Wurzel, am gemeinsamen Stamme und nehmen somit am gemeinsamen Leben teil.

Dieser Täuschung trat Leo XIII. ohne Umschweife und mit aller Entschiedenheit bereits in seinem an alle von Rom getrennten Christen gerichteten Rundschreiben „Praeclara" entgegen. Gerade diese letzteren können ihm für diese klare, scharfe Offenheit nicht genug danken: Praecipuum dissidii caput est de Romani Pontificis primatu: „Der Hauptquell der Trennung ist der Abfall vom Primate des Römischen Papstes." Wenn man auch alles glaubt, was die Römische Kirche festhält, und dieselben Sakramente hat, so ist man darum allein noch nicht katholischer Christ. Die Hauptsache ist die Anerkennung der Wurzel, aus der die katholische Kirche ihre Lebenskraft zieht; und diese Wurzel ist Rom, ist Petrus, ist Christus, ist der himmlische Vater, der dem Petrus das Bekenntnis der Gottheit Christi eingegeben hat. Alles übrige möchte verhältnismäßig leicht zu regeln sein, wenn der lebensvolle, nicht ein Schein-Primat des Römischen Papstes an die Spitze gestellt wird, wie ihn die Schrift und die Väter empfehlen.

Gerade gegen diese Wurzel der Einheit aber richtet sich der Gedanke Lord Halifax'. Nach ihm soll die Anglikanische Kirche mit Rom unterhandeln wie zwei Mächte miteinander. Der Primas von England würde vielleicht im Papste einen älteren Bruder erkennen, aber im wesentlichen neben ihm stehen wollen, nicht unter ihm; ein Ast sein wollen neben dem anderen Aste, aber nicht im Römischen Primat die Wurzel des katholischen Christentums sehen, soweit dieses in der sichtbaren Kirche sich vorstellt. Halifax will in keiner Weise auf sein:

Anglikanische Kirche verzichten. Für Rom aber hat es nie eine deutsche Kirche, eine gallikanische Kirche, eine spanische, italienische gegeben. Rom kennt bloß Gläubige, die in verschiedene Diöcesen eingeteilt sind, und denen durch den Geist Gottes ausgewählte Bischöfe vorstehen. „Da ist nicht Jude, Barbar, Scythe, Knecht, Freier, sondern alles und in allem ist Christus“, dessen sichtbarer Stellvertreter der Papst ist. (Col. 3, 11.) Immer noch haben sich Gelüste nach Trennung durch sogenannte Nationalkirchen zuerst angekündigt, die da beanspruchten, selbstständig neben Rom zu stehen.

Gerade mit solchen Ideen, wie sie Lord Halifax kundgiebt, schadet er, natürlich unbewußterweise, am meisten der Einheit und ihren Segnungen. Dies ist ja die schönste Wirkung der kirchlichen Einigung, daß da die Nationen nicht Nationen bleiben, sondern ihre Glieder zu Christen und zu christlichem Leben erhoben werden. Jede Nation hat von Natur ihre guten und ihre schlechten Seiten, sie hat ihre Schranken und ihr Entwicklungsstreben. Bleibt die einzelne Nation auf sich beschränkt, so wird sie am meisten in ihrer Entwicklung durch die eigenen Charakterfehler gehindert. In der lebendigen Einheit aber mit den anderen Nationen, wie solche Christus durch die Kirche giebt, schleifen sich die Schranken gegenseitig in christlicher Liebe ab und was der einen fehlt, das ersetzt der Vorzug der anderen. Die Hindernisse für die Entwicklung jeder einzelnen Nation werden möglichst beseitigt. Es geht da so, wie in der Natur zu, wo das, was die eine Art von Geschöpfen abwirft, die Kraft der anderen Art vermehrt. Was die Pflanzen ausatmen, wird zum Lebensodem der Tiere. Der Auswurf der Tiere bedeutet die Fruchtbarkeit der Äcker.

Daher kommt es, daß gerade aus jener Zeit der Einheit jegliche Nation, als Nation, die glorreichsten Erinnerungen hat, sich zur höchsten Blüte entfaltete, ihr Nationalgefühl selber in fruchtbarster Weise erhöhte. Der Deutsche fühlte sich da als Deutscher, der Franzose als Franzose, der Spanier als Spanier, der Engländer als Engländer in höherem Grade wie jetzt. Solche internationale Verbindungen zum Umsturze des Bestehenden fanden sich da nicht, wo der Deutsche seine Ehre darein setzt, nicht als Deutscher aufzutreten, und ähnlich die Angehörigen der anderen Nationen nichts auf ihre nationale Würde geben. Trotz des gesteigerten Nationalgefühls aber herrschte auf dem Gebiete der geeinten Christenheit kein Chauvinismus, der zu gunsten der eigenen die anderen Nationen verachtet. Vielmehr waltete der gesunde Ehrgeiz, in edlen Ruhmesthaten hinter keiner anderen Nation zurückzustehen. Die Ecken des Nationalcharakters waren durch den Geist Christi abgeschliffen und so glänzte der Edelstein um so heller. Als christliche waren alle Nationen gleichmäßig unter dem gemeinsamen Oberhaupte. Die Kraft Christi war reich genug, um in jedem Christen das ihm eigene Nationalgefühl zu stärken, soweit das sociale Leben in Frage stand. Nicht viele Nationalkirchen fanden sich in Rom miteinander verbunden, sondern Christen waren ohne Unterschied vor dem Nachfolger Petri Deutsche und Engländer, Franzosen und Spanier und Italiener. Der christliche Geist aber in jedem stärkte die natürlichen Kräfte und so auch das

berechtigte Nationalgefühl, das sich in eigener Lebensweise, in eigener Kleidung, in eigener Sprache, in eigener Weise zu kämpfen und zu siegen äußerte. Die Trennung der Nationen hat in jeder, auch mit Rücksicht auf den Nationalcharakter, die schlechtesten Folgen gehabt. Wie das unnatürliche Überwiegen eines Saftes oder eines Organs im Körper diesen als Ganzes zu Grunde richtet, so zerstört die Einseitigkeit im Nationalcharakter, wenn die Nation auf sich selbst beschränkt bleibt, die Nation als eigengeartetes Ganze. Die Feinde des socialen Friedens sind die Einseitigkeiten.

Gerade also das Gegenteil von dem, was Lord Halifax ersehnt, würde durch die Art und Weise der Einigung, wie er sie zu wünschen scheint, erreicht: Schärfere Trennung, weil schrofferes Hervorkehren der jeder Nation anhaftenden Einseitigkeiten und Beschränktheiten. Bezieht man sich zu gunsten einer solchen Lösung, wie Lord Halifax sie vorschlägt, wonach also die Anglikanische Kirche als Ganzes bleiben soll, auf die früheren autonomischen Gerechtsame der orientalischen Kirchen; so dürfte dabei übersehen werden, daß alle Rechte, welche der Apostolische Stuhl heute beansprucht, auch damals von ihm ausgeübt wurden. Seine Jurisdiktion war ebensogut de jure divino wie jetzt, nachdem das Vatikanische Konzil es dogmatisch festgelegt hat. Der Papst mußte die Patriarchen bestätigen, er konnte sie absetzen, die Synodalbeschlüsse verwerfen, die Ausübung ihrer Jurisdiktion korrigieren. Die Form, wie dies geschah, war nicht dieselbe wie gegenwärtig, aber die Sache war dieselbe. Der Synodalbeschluß betreffs des heiligen Chrysostomus z. B. wurde in Rom nicht bestätigt und dieser Patriarch vom Papste rehabilitiert. Photius und viele andere Patriarchen wurden von Rom abgesetzt. Der heilige Augustin selbst wurde von Rom zurechtgewiesen, weil er selbständig einen neuen Bischofssitz gegründet hatte, Cyprian mit der Exkommunikation bedroht. Es gab Zeiten, wo durch Kriege und Verfolgungen der Verkehr unmöglich war. Sobald das Hindernis aber sich entfernt hatte, waltete Rom mit unbeschränkter Machtvollkommenheit. Ließ Rom die orientalischen Riten unangetastet, so that es dies auch lange Zeit mit den spanischen und thut es noch mit manchen Riten von Ordensgemeinschaften. Dies hat mit der Frage hier nichts zu thun. Rom ist der beste Schutz für die Selbständigkeit der einzelnen Bischöfe; es zehrt deren Rechte nicht auf, sondern hält sie aufrecht. Wo Rom fehlt, wird der Bischof Sklave des Staates.

Es kommt dazu, in welchem Namen die Verhandlungen, wie Lord Halifax sie wünscht, geführt werden sollen. Die English Church Union ist doch nicht der offizielle Vertreter der Anglikanischen Kirche. Das Haupt der letzteren ist die Staatsregierung und gegen deren Einmischung richten sich, wie Lord Halifax sagt, die Bestrebungen der English Church Union mit Rücksicht auf verschiedene Punkte des inneren Lebens in der Anglikanischen Kirche. Gehören ferner der Anglikanischen Kirche alle Engländer an? Lord Halifax selber spricht von der Verwüstung, welche die Sekten anrichten. Oder sollen diese erst der Anglikanischen Kirche sich anschließen und dann als deren Mitglieder zum Papste zurückkehren. Da würde die Anmaßung der Judenchristen in der ersten Kirche sich im

gewissen Sinne wiederholen, welche wollten, daß die Heiden erst das jüdische Gesetz annehmen sollten, ehe sie zur Taufe zugelassen würden. Dazu stimmt Rom nicht bei.

Wer die Sache von allen Seiten her betrachtet, wird zugeben, daß nichts anderes übrig bleibt als die Bekehrung einzelner. Lord Halifax freilich weist das zurück. Er meint, Rom schade sich selbst damit; im Volke fasse Rom auf diese Weise keine Wurzel, die Bekehrungen mehrten sich nicht. Hat etwa die Hochkirche im englischen Volke seit den drei Jahrhunderten Wurzel gefaßt? Die England kennen, leugnen es; viele sagen sogar, daß die Hochkirche im Gegenteil vom Volke gehaßt wird. Lord Halifax weist auf die Einigungsversuche hin, die in Deutschland durch Bischof Spinola, Leibnitz, Bossuet gemacht worden sind. Gerade diese Versuche lehren, daß mit einer solchen Art von Einigung, wie Lord Halifax sie möchte, nichts anzufangen ist.

Die Auseinandersetzungen über die Kontroverspunkte gingen öfter gut voran. Ihre Frucht jedenfalls war es, daß im Jahre 1707 am 28. April auf die Frage, ob eine protestantische Prinzessin, die einen katholischen Fürsten heiraten will, die katholische Religion annehmen darf, von lutherischen Gelehrten geantwortet wurde: „Wir sind überzeugt, daß in der Sache die Katholiken mit den Protestanten übereinstimmen; giebt es Differenzpunkte zwischen ihnen, so sind dies vielmehr Streitigkeiten über Worte . . . Das Fundament der Religion ist in der römisch-katholischen Kirche vorhanden, so daß man dort rechtgläubig sein, fromm leben, selig sterben und sein Heil erlangen kann.“ Die Politik aber trat hindernd dazwischen. Ludwig XIV. setzte alle Hebel in Bewegung, um ein religiös geeinigtes Deutschland nicht zustande kommen zu lassen.

Aber gesetzt auch, die Fürsten hätten sich den Verhandlungen angeschlossen und die Einigung wäre geglückt; würde damit schon das Volk übergetreten sein? Die Kirche hätte nie zugegeben, daß Gewalt gebraucht worden wäre; denn der Despotismus der Fürsten in Religionssachen beruhte ja eben auf dem Grundprincip des Protestantismus. Trat denn das sächsische Volk mit zur katholischen Kirche zurück, als seine Dynastie dies that? Es ist heute noch protestantisch. Wir erinnern uns noch an jene Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses, in welcher „der Zugang zum Frieden“ nach dem Kulturkampfe beschlossen wurde. In derselben Sitzung sprach Herr von Hammerstein im Namen der strenggläubigen Konservativen, also in der Stellung etwa, welche Lord Halifax in der English Church Union einnimmt, die Hoffnung aus, daß nun der Staat auch den Bestrebungen entgegenkommen werde, welche dahin zielten, der protestantischen Kirche gebührende Freiheit vom staatlichen Einflusse zu geben. Bismarck antwortete: „Die religiösen Bedürfnisse meiner römisch-katholischen Mitbürger kenne ich nicht; ich habe mich darüber belehren lassen und komme ihren Wünschen entgegen. Was aber das protestantische Gewissen angeht, das kenne ich; ich bin ebensogut Protestant wie der Herr von Hammerstein; ich werde nie den genannten Bestrebungen entgegenkommen; ich schaffe mir kein zweites, ein protestantisches Centrum.“ Wenn der Lord in seiner Rede unter den Eini-

gungskonferenzen auch die vom Jahre 1875 in Bonn erwähnt, so berührt dies im höchsten Grade peinlich. Er scheint in den Altkatholiken auch die treuen Kinder der katholischen Kirche verehrt zu haben, ebenso wie in den Anglikanern.

Welche Mittel hat zudem die English Church Union, um, auch nur ihren Mitgliedern, die Einigung mit Rom, die Rückkehr zur Mutterkirche annehmbar zu machen? Welche Mittel hat sie, um ganz England nach der religiösen Seite hin zu vertreten? Es bleibt, wenn man alles betrachtet, nichts anderes übrig, als die Herzen der einzelnen für die Einigung günstig zu stimmen. Darum nimmt Leo XIII. zu allererst zum Gebete seine Zuflucht. Er will, daß man zu demjenigen fleht, „der die Herzen der Menschen leitet wie Wasserbäche".

Lord Halifax erwähnt unter den der Einigung entgegenstehenden Hindernissen das Vatikanische Konzil wegen des da vorgelegten Dogma' der päpstlichen Unfehlbarkeit. Er hofft, daß Rom eine Erklärung finden werde, wonach der Papst nur das definieren kann, was im Körper der Kirche immer sich vorgefunden hat. Diese Erklärung hat der Redner bereits vor sich in den der eigentlichen Definition vorausgehenden Worten, „die Päpste hätten immer entweder durch Konzilien oder durch Befragen der auf dem Erdkreise zerstreuten Bischöfe oder auf andere Weise erforscht, was im Körper der Kirche sich für eine Wahrheit finde." Niemand darf den Papst kontrollieren, wie und ob er es thut. Aber gewiß muß jeder sein, daß er es thut. Hier liegt eben gerade das Geheimnis als Gegenstand des Glaubens. Die päpstliche Unfehlbarkeit ist kein bloßes Ergebnis geschichtlicher Forschung, wonach die Römische Kirche niemals gefehlt hat. Es ist ein übernatürliches Geheimnis, welches nicht bewiesen, sondern geglaubt wird.

Bischof Eberhard von Trier nannte in seinem ersten Hirtenbriefe nach der Erklärung der Unfehlbarkeit gerade diesen Punkt den „Stern der Frage", daß der heilige Geist immer das Haupt zum Körper hinneigen werde, um da zu suchen, was er in sich enthält. Der Papst wird nie nach seinen Privatforschungen, als einfacher Privatgelehrter, entscheiden, nie nach Willkür oder nach den vorübergehenden Bedürfnissen des Augenblicks; sondern immer wird er sich mit den Organen des Körpers der Kirche in Verbindung setzen in der Weise wie der heilige Geist will, um da kraft des heiligen Geistes zu lesen, wie in dem von Gottes Hand niedergeschriebenen Buche, was göttliche Wahrheit ist. Dasselbe muß man bei der Jurisdiktion, welche der Papst jure divino über alle Christen hat, beachten. Die Kirche ist eben eine übernatürliche Einrichtung. Der heilige Geist leitet sie. Wenn man sie sucht, so sucht man die sichtbare Himmelsleiter, auf der man dem heiligen Geiste begegnet als dem Lebensspender. Die Idee ist ganz auszuschließen, daß der Bischof den Glauben und die Gebräuche seiner Diöcese zu vertreten habe, wie der Abgeordnete die seines Wahlkreises. Der Bischof ist vom heiligen Geiste, von oben, gesandt. Er hat seine Diöcese zu erleuchten, nicht sie ihn; und er erhält wieder seine Erleuchtung von Rom, wie Rom vom heiligen Geiste.

Es bleibt noch ein Punkt, den Lord Halifax hervorhebt, zu erör-

tern: Die Rechtsgültigkeit der Weihen in der Anglikanischen Kirche.

In der Meinung des Redners über die Art und Weise der Einigung ist dies allerdings die ausschlaggebende Frage. Denn wenn die Weihen ungültig sind, dann besteht auch rechtlich keine Anglikanische Hierarchie und somit kein wahres Opfer, kein Priestertum, keine Kirche, die sich neben die orientalischen Kirchen und neben die Römische stellen könnte. Dann sind, abgesehen von der Taufe, alle Sakramente ungültig gespendet. Lord Halifax meint: Das kann ich nicht glauben; ich habe doch die Wirkungen des Empfanges der Sakramente in mir gefühlt und viele andere mit mir; wir haben doch auch in der Anglikanischen Kirche sehr tugendhafte und seeleneifrige Priester und Laien.

Letzteres hat mit der Notwendigkeit, daß die Weihen gültig sind, gar nichts zu thun. „Der Geist weht, wo er will.“ Kein Katholik sagt, daß außerhalb des sichtbaren Bereiches der Autorität der Kirche niemand Tugend haben und selig werden kann. Sowie es in diesem Bereiche viele giebt, die ohne ihre Schuld in Unkenntnis mancher schwierigen erklärten Dogmen sind, die aus körperlichen Gründen nicht kommunizieren, nicht fasten und, wenn ihnen der Priester fehlt, nicht beichten können, dennoch aber ihrem Gotte treu bleiben, denn sie haben die Sehnsucht, jegliche geoffenbarte Wahrheit kennen zu lernen, sie möchten die Sakramente empfangen, wenn es ihnen möglich wäre, und ebenso den kirchlichen Geboten nachkommen; so kann es unter den Protestanten und Anglikanern, unter Juden und Heiden Seelen geben voll Sehnsucht nach der Wahrheit, die ohne ihre Schuld der sichtbaren Gemeinschaft mit der katholischen Kirche entbehren. Sie gehören dem Geiste nach zur allein wahren Kirche und empfangen geistigerweise, in ihrem guten Willen nämlich, die wahren Sakramente, wenn auch die äußere Spendung fehlt oder ungültig ist. Ohne ihren persönlichen Willen ist ein Hindernis im Geiste, daß sie sich nicht der vollen Wahrheit und der Teilnahme an den wirklichen Gnadenmitteln öffnen. Sie besitzen demnach nicht jenen sichtbaren Beistand zu ihrer innerlichen Vervollkommnung, der dem Katholiken die Tugendübung erleichtert. Sie sind auf dem guten Wege, so lange sie persönlich keine Schuld daran tragen, daß sie nicht Glieder der sichtbaren katholischen Kirche sind. Aber der Fall ist auch möglich, daß sie gegen ihr Gewissen im Irrtum bleiben, oder die Mittel nicht wollen, die ihnen Gott gewährt, um zur Wahrheit zu kommen; trotzdem aber den äußeren Schein von Tugenden haben und so sich selbst täuschen.

Der Irrlehrer Berengar im 11. Jahrhundert predigte die freie Liebe und lebte doch selber in jungfräulicher Enthaltsamkeit. Pelagius führte ebenfalls, wie berichtet wird, ein Tugendleben. Von vielen gilt das Wort jenes geistreichen Franzosen, welcher mit Rücksicht auf jemand, der sich geißelte und fastete und lange Betrachtungen hielt, aber dem Hochmut verfallen war, sagte: Er wollte ein Engel werden und ist ein Teufel geworden. Über die Grenze zwischen guten und bösen Willen im einzelnen richtet nur Gott allein. „Niemand kann wissen, ob er der Gnade oder des Hasses würdig ist.“ Die wahre Tugend fühlt man nicht. Sie ist in der den sinnlichen Wahrnehmungen nicht zugänglichen Seele.

Was die katholische Kirche angeht, so stehen ihre Theologen und Autoritäten der Frage nach der Gültigkeit der Anglikanischen Weihen gänzlich unbefangen gegenüber. Sie anerkennt ohne jedes Schwanken die Gültigkeit der Weihen in den schismatischen Kirchen, ohne damit zuzugeben, daß diese Kirchen mit ihr verbunden sind. Für die katholische Kirche ist diese ganze Frage eine rein historische: War Barlow, welcher den ersten Anglikanischen Bischof, Parker von Canterbury, weihte, selber Bischof? War die Formel, die er gebrauchte, eine gültige? Wie wir hören, wird die ganze Frage gegenwärtig wieder in Rom verhandelt: manche sagen, das erstemal ex professo, andere behaupten, daß bereits Paul IV. die Weihen für ungültig erklärt hat. Jedenfalls hat in der Praxis bisher die Römische Kirche die Anglikanischen Priester, die sich bekehrten, wieder weihen lassen, wenn sie wahrhafte und wirkliche Priester werden wollten. Wir legen hier bloß, zur Orientierung des Lesers, den Thatbestand vor, und warten ab, was Rom entscheiden wird.

a) Ehe wir die Daten zur Beantwortung der beiden gestellten Fragen geben, wollen wir zeigen, worin denn zur Zeit jener fraglichen Weihe Parker' durch Barlow die Meinung der Anglikanischen Kirche rücksichtlich der Weihe bestand. Burnet sagt (hist. de la rèform.): „Cranmer hatte damals mehrere eigene Ansichten über die kirchlichen Ämter, nämlich: Diese Ämter sind einzig vom Könige anvertraut, gerade so wie andere staatliche Ämter; eine besondere Weihe ist nicht unbedingt erfordert; sie ist eine bloße Ceremonie, die man verrichten oder unterlassen kann; alle kirchliche Autorität kommt vom König.“ Die Anglikanischen Bischöfe drückten sich in ihrer Adresse an Heinrich VIII. ebenso aus (Burnet, app. Nr. XXI, docum. 21.) Wir wissen, daß Cranmer protestantischen Ideen huldigte; er war aber das Haupt der Anglikanischen Kirche.

Der 25. Artikel unter den 39 besagt: „Diese fünf Dinge, die man gemeinhin Sakramente nennt, nämlich die Firmung, die Buße, die Priesterweihe, die Ehe, die letzte Ölung dürfen nicht als Sakramente betrachtet werden, die im Evangelium stehen; sie sind bloß eine Nachäfferei dessen, was die Apostel gethan. Sie stellen verschiedene Stände des menschlichen Lebens vor, die in der Schrift gebilligt sind; aber sie haben, mit Rücksicht auf die Bezeichnung Sakrament nichts gemein mit der Taufe und der Eucharistie. Es existiert für sie kein äußeres Zeichen und keine Ceremonie, die von Gott angeordnet worden wäre. Diese Lehre der Kirche, sagt Burnet, war durch ein halbes Jahrhundert derart offenbar anerkannt, daß ein Verteidiger der 39 Artikel schreiben konnte: „Niemand, es sei denn ein Papist, wird sagen, die Priesterweihe sei ein Sakrament. Oder kann man in der Schrift finden, daß sie ein Sakrament ist? Welche Form hat sie dann? Welche Gnadenverheißung? Wo steht etwas von der Einsetzung durch Christus?“

Courayer führt in seiner Verteidigung der Gültigkeit der Anglikanischen Weihen einen Ausspruch Bancroft', Erzbischof von Canterbury, an: „Bancroft,“ so schreibt er, „hält fest, daß die Priesterweihe, wenn sie durch einen Priester gespendet wird, gültig ist. Sonst würde der

größte Teil unserer Kirchen durch keine Priester oder Bischöfe geleitet werden." Stapleton redet in seinem Appell den Bischof von Jewell folgendermaßen an: „Wie könnt ihr euch als Bischöfe vorstellen, ihr, die ihr mit keinem Bischofe in der ganzen Christenheit in Verbindung steht, die ihr von keinem anerkannt seid, die ihr diese Würde angenommen habt ohne Auflegung der Hände, ohne eine kirchliche Autorität, ohne die canones und das Recht irgendwie zu beachten." Er schreibt zudem in einer Homilie auf das Fest des heiligen Markus: „Die wahrhaften Bischöfe Englands wurden alle, einen ausgenommen, durch die Gewalt der Königin Elisabeth verjagt. Niemandes Nachfolger sind die jetzigen Bischöfe. Sie haben aus sich selbst begonnen. Keine Auflegung der Hände haben sie von irgend einem Bischofe erhalten . . . Obgleich sie im Beginne, einzig durch königliche Vollmacht, ihre Bischofssitze einnahmen (sola regia auctoritate), haben sie doch heute die lächerliche Anmaßung, ihre Priester durch Auflegung der Hände weihen zu wollen." Wie hätte Stapleton solche Darlegungen veröffentlichen können, wenn Parker durch irgendwelchen Bischof wäre geweiht worden! Bristow (Motifs, t. II., p. 164), der im Jahre 1582 starb, drückt sich so aus: „In England kann der König oder sogar die Königin die Bischofspatente geben, wem sie wollen, und diese kommen sich von da ab als Bischöfe vor und beginnen, Priester zu weihen." „Schauet," sagt er noch, „was dies für eine Kirche ist, deren Diener einfach Laien sind, ohne Sendung, ohne Berufung, ohne Weihe und die, wenn sie bereuen und sich bekehren, bei uns nur als Laien betrachtet werden; es sei denn, sie empfingen bei uns die Weihen, die sie vorher nicht empfangen hatten."

Der Verteidiger der Weihen sagt selbst (Courayer): „Ich weiß, daß Stapleton, Harding und andere katholische Schriftsteller, Zeitgenossen von Parker, im Angesichte der neuen Bischöfe behauptet haben, sie seien keine wahrhaften Bischöfe, ihre Weihe sei ein Hirngespinst, sie könnten dieselbe nicht beweisen, denn die Behauptung, daß, der sie geweiht, selber Bischof war, sei unzulässig." Und Courayer erwidert nichts darauf. Daraus ergiebt sich, sowohl daß die ersten Neuerer in England der Bischofskonsekration keine oder wenig Bedeutung beimaßen, als auch, daß die Gültigkeit der Anglikanischen Weihen unter der Herrschaft Elisabeth' selber häufig geleugnet oder in Zweifel gezogen worden ist, sowie daß die ersten Bischöfe ihre ganze Vollmacht empfingen durch königliche Verordnung.

b) Wie verhält es sich nun thatsächlich mit der Bischofsweihe Parker'? Im Jahre 1558 war der Kardinal Polus, Erzbischof von Canterbury, gestorben. Am 1. August 1559 wurde Parker zum Bischofe gewählt. Am 9. September ernannte Elisabeth eine Kommission für seine Weihe. Sie war zusammengesetzt aus den Bischöfen von Durham, Bath, Peterborough und Llandaff, sowie aus den „Bischöfen" John Scory und William Barlow ohne Bischofssitze. Es steht fest, daß alle katholischen Bischöfe sich weigerten, an der Weihe Parker' teilzunehmen; drei davon wurden abgesetzt. Dem alten Bischof von Llandaff verbot unter Strafe der Exkommunikation von seinem Gefängnisse aus der

Bischof von London, in seiner Diöcese eine solche Weihe vorzunehmen. Da schrie man am Orte der Versammlung, der ein Gasthaus war mit dem Titel Nag's Head: „Denkt denn dieser alte Narr, wir könnten nicht Bischöfe sein, ohne gesalbt zu werden.“ Und Scory, der den Namen Bischof sich unter Eduard VI. beigelegt hatte, nahm eine Bibel, ließ alle, welche zu Bischöfen geweiht werden sollten, niederknieen, legte die offene Bibel auf den Kopf der zu Weihenden und sagte: „Empfanget die Vollmacht, in Aufrichtigkeit das Wort Gottes zu predigen.“ Die Kandidaten erhoben sich, sie waren Bischöfe. Dies ist der Bericht Champney' (on the vocation of bishops) vom Jahre 1616. Er hat, was er erzählt, von Priestern erfahren, die im Schlosse Wisbeck gefangen saßen. Unter ihnen war Thomas Bluett. Dieser, ein sehr achtungswerter Priester, hatte es von einem Augenzeugen, Neal, der früher Lektor in Oxford war. Neal ist der Bote gewesen, den der Bischof von London aus seinem Gefängnisse zum Bischofe von Llandaff geschickt hatte mit dem Verbote, die Weihe vorzunehmen. Dieser Bote hatte der Handlung bis zum Ende beigewohnt. Denselben Bericht hatte der Jesuit Holliwood (A discussion, 1603) aus dem Munde Neals. Pitzan behauptet, die nämliche Thatsache aus dem Munde Henry Orton' zu wissen. Der Protestant Stowe, ein Günstling Parkers, spricht wohl von der Weihe und Inthronisation des Kardinals Pole; aber nicht ein Wort von der Parker', seines Herrn. Bancroft, Erzbischof von Canterbury, gefragt von G. Alabaster, wie Parker und seine Kollegen Bischöfe geworden seien, antwortete: „Ich bin der Meinung, im Notfalle kann auch ein Priester die Bischofsweihe spenden.“ (Nature de la foi catholique et de l'hérésie ch. 2, p. 8, Rouen 1657.)

Anders erzählt Mason (Kaplan des Erzbistums von Canterbury; consecration of bishops in the Church of England). Danach wurde Parker durch Barlow zu Lambeth am 17. Dezember 1559 geweiht. Dies wäre also keine Weihe mehr in einem Wirtshause Londons, welches indessen das gewöhnliche Absteigequartier der Bischöfe war, wenn sie nach London kamen, und auch eine Kapelle hatte; sondern die Weihe ist öffentlich, feierlich, vor allem Volke, mit den gebührenden Reden und mit dem entsprechenden Protokoll. Mason stützt sich auf das Register von Matthew Parker. Doch ist dagegen: Erst fünfzig Jahre nach der Weihe spricht man von diesem Register. Jewell und Horne, Bischöfe, denen man den bischöflichen Charakter öffentlich bestritt, sagen nichts davon, weil sie nichts davon wissen. Sodann wird bloß eine von der nämlichen Hand geschriebene Kopie gezeigt. Man weigert sich, die Originalakten vorzulegen, auch wenn die angesehensten Personen sich darum bemühen. Der protestantische Bischof Godwin berichtet, die wahren Akten seien vier Priestern im Gefängnisse vorgelegt worden und diese hätten sie als echt anerkannt.

Aber beinahe alle diese vier leugnen die Weihe in Lambeth. Der eine, Jesuit Faircloth, bezeugt, sein Vater, der Protestant war und einen Laden nahe beim Wirtshause „Pferdekopf“ hatte, wo die Weihe stattgefunden, sei Augenzeuge gewesen und hätte es oft erzählt. Kellison sagt (l'examen de la nouvelle réforme, Douai 1616): „Euere Re-

gister sind verdächtig. Als Stapleton, Harding u. a. am Anfange der Regierung Elisabeth' eueren Bischöfen vorwarfen, sie seien keine Bischöfe, hat man ihnen nie von diesen Registern gesprochen. Und wie viel Theologen haben nachmals verlangt, sie zu sehen und keiner hat sie ihnen vorgelegt. Der dritte, Fitz-Herbert, weist mit Verachtung diese Register zurück, von denen man fünfzig Jahre hindurch, trotz aller Vorwürfe, daß die Anglikanischen Bischöfe keine wahren Bischöfe seien, nichts wußte und die man erst vorbringt, als das Volk begann, mit Spott auf die Geschichte der Weihe Parker' im Wirtshause hinzuweisen. Dies sind nach dieser Seite hin die Thatsachen. (Verteidiger der Weihe zu Lambeth sind Bramhall, Burnet in seiner history of the Church, Regmer in seinen Kollektionen; Courayer, Lingard. Dem letzteren antwortete Kenrick, später Erzbischof von Baltimore.)

Wenn aber auch diese Frage beiseite gelassen wird, so bleibt die andere: War Barlow, der den Parker in Lambeth geweiht haben soll, wirklich Bischof? Ganz gewiß steht fest, daß dies zweifelhaft ist. Also würde die Gültigkeit der Weihen in England auf zweifelhafter Grundlage sich finden; sonach selber zweifelhaft sein und die Weihe wiederholt werden müssen. Barlow war unter Heinrich Bischof von St. Asaph, dann Bischof von St. David, obgleich dies nicht ganz feststeht; unter Elisabeth war er Bischof von Chichester. Parker bestätigte diese Wahl einige Tage nachdem er selbst von Barlow geweiht worden war. Bis jetzt hat man kein Dokument gefunden, daß Barlow konsekrierter Bischof war. Als er im Jahre 1535 von St. Asaph nach St. David transferiert wurde, ist er als erwählter Bischof bezeichnet worden: per liberam transmutationem W. Barlow, ultimi episcopi ibidem electi; während in einem anderen, sonst identischen Dekret es einfach heißt: per translationem episcopi ad archiepiscopatum Eborum. Man sagt, er sei abwesend gewesen, als er zum Bischof von St. Asaph gewählt wurde, und durch Prokuration inthronisiert worden. Bei seiner Heimkehr habe er die Ernennung für St. David vorgefunden.

Wurde er als solcher konsekriert? Es findet sich nirgends eine Erwähnung. Vielmehr haben wir von ihm eine Erklärung, die er auf der Kanzel abgab, die Ernennung nämlich zum Bischofe seitens des Königs genüge, eine Konsekration sei nicht notwendig. Man sagt, er habe unter Heinrich VIII. und Eduard VI. als Bischof gegolten. Daraus folgt noch nicht, daß er es war. Latimer und Ridley galten auch als Bischöfe und wurden so genannt, waren aber, wie von niemand bestritten wird, einfache Priester. Am 9. September 1559 bekleideten Barlow und Scory bei einem öffentlichen feierlichen Gottesdienste dienende Stellungen, während Parker, der nur erwählter, nicht konsekrierter Bischof war, präsidierte. Wären Barlow und Scory geweihte Bischöfe gewesen, so hätte einer von ihnen präsidieren müssen. Es wird noch eingewandt, Marie habe Taylor, Bischof von Lincoln, abgesetzt, mit dem Hinzufügen, ob nullitatem consecrationis suae. Bei Barlow aber heißt es, als sein Sitz für vakant erklärt wird: per liberam et spontaneam resignationem domini Willielmi Barlow, ultimi episcopi et pastoris ejusdem; von einer Ungültigkeit einer Weihe sei darin nicht die Rede. Doch

kann da erwidert werden: Bei Barlow genügte eben diese Ursache für die Sedisvakanz, daß er frei abgedankt hatte; da bedurfte es keines weiteren Grundes. Gewißheit kann hier so lange nicht bestehen, bis nicht das Dokument der Weihe Barlow' oder ein anderes authentisches Zeugnis für dieselbe gefunden wird. So kommt man nicht durch, wenn man, wie Lord Halifax, sagt, man hätte nie die Konsekration Barlow' bezweifelt, wenn er nicht Parker geweiht haben würde. Allerdings hätte sich in diesem Falle niemand mit der Weihe eines einzelnen Bischofs so eingehend beschäftigt. Aber dies bildet eben die Wichtigkeit dieser Frage, daß Barlow der einzige Ring ist, vermittelst dessen die Kette der Anglikanischen Weihen bis zu den Aposteln hinaufgeführt wird.

c) Wir sind noch nicht am Ende der Schwierigkeiten, welche der Gültigkeit der Anglikanischen Weihen entgegenstehen. Es wird behauptet, mag auch Barlow wirklich den Parker geweiht haben, mag auch Barlow wirklich Bischof gewesen sein, die Weihe war null und nichtig aus Mangel an der sakramentalen Form. Eines steht hier wieder fest. Die Weihe wurde vollzogen nach dem Common-Prayer-Book Eduard' VI. Hatte Eduard VI. Vollmacht, sakramentale Formeln herzustellen und vorzuschreiben, auch wenn dieselben nichts Anstößiges enthalten sollten? Aber letzteres ist gar nicht der Fall. Dieses Ritualbuch wurde von Cranmer hergestellt. Es wurde in der Überzeugung gemacht, daß es kein Meßopfer und folgerichtig kein Priestertum gebe; denn wo kein Opfer, da kein Priester. In der That ist in der Formel, womit der Priester geweiht wird, von der Vollmacht, das heilige Meßopfer darzubringen, nicht die Rede; und in beiden wird weder das Wort „Priester“ noch das Wort „Bischof“ erwähnt, d. h. die Würde wird nicht bezeichnet, zu der die Weihe erheben sollte. „Die Formel für die Bischofsweihe,“ (s. oben), sagt Milner, „zeigt so recht den presbyterianischen Geist. Mit diesen Worten kann man ebensogut Kinder segnen, wie Bischöfe weihen.“

Übrigens ward es zur Zeit Elisabeth' von den Anglikanischen Theologen selber anerkannt, daß sie keine wahren Priester mehr haben. Whitaker, ein angesehener Theologe jener Zeit, schreibt: „Es giebt keine Priester mehr in der Kirche Christi. Dieser Name ‚Priester‘ findet sich im N. T. in der That niemals in besonderer Weise auf die Jünger Jesu angewandt.“ Ein anderer protestantischer Theologe, Pilkington, sagt: „Eigentliche Priester giebt es jetzt nicht; denn die Eucharistie ist nicht im eigentlichen Sinne ein Opfer.“

Während wir dies niederschreiben, erhalten wir eine Nummer des Brüsseler „Patriote“, der anerkanntermaßen gute Verbindungen mit Rom besitzt. In der bemerkenswerten Korrespondenz heißt es: „Bis in die letzten Tage war die Idee der Einigung eine persönliche Idee des Papstes. Wenige teilten die Hoffnung auf Ausführbarkeit. Der Brief, welchen Gladstone veröffentlicht hat, brachte darin eine vollständige Änderung hervor. Gegenwärtig hat die Absicht des heiligen Vaters die Sympathie der einflußreichsten Kreise des päpstlichen Rom. Berühmte Vertreter der Anglikanischen Kirche haben sich incognito nach Rom begeben und

dem Heiligen Stuhle neue, die Gültigkeit der Weihen angeblich bestätigende Dokumente vorgelegt. Die zur Prüfung der ganzen Frage eingesetzte Kommission hat ihre Arbeiten beendet und diese neu hinzugebrachten Dokumente ebenfalls berücksichtigt. Jedes Mitglied der Kommission hat sein Votum niedergeschrieben und die betreffenden Akten sind insgesamt dem heiligen Officium übergeben worden, dessen Entscheidung dem endgültigen Ausspruche des Papstes zu Grunde liegen wird. Man ist in Unkenntnis über die Art und Weise, wie die Prüfung angestellt worden; die Geheimhaltung wird unverbrüchlich gewahrt. Die persönlichen Besuche der Vertreter der Anglikanischen Kirche, sowie die Unterredungen mit ihnen haben auf die Kardinäle tiefen Eindruck gemacht. Ihre Mäßigung, ihr lebendiger Glaube, ihre freimütige, selbstbewußte Haltung haben die Atmosphäre erneuert.

„Die hervorragendsten Kardinäle sind, man kann dies ohne Übertreibung sagen, bereit, ihre besten Kräfte dem Werke der Einigung zu widmen. Was die Gültigkeit der Weihen speciell betrifft, so fürchten die Anglikaner, daß dieselben nicht anerkannt werden. Sie erklären indessen, daß sie bereit sind, sich der Notwendigkeit einer neuen Weihe zu fügen. Es ist nicht unmöglich, daß hier ein modus procedendi gefunden wird. Ihr Ideal würde das Wiederaufleben autonomer Kirchen sein, wie diese zur Zeit Augustins bestanden. Nimmt der Heilige Stuhl diese Lösung an, so unterwerfen sie sich dem Primate Petri. Auch hier gehört ein Übereinkommen nicht zu den Unmöglichkeiten. Sie verstehen unter der Autonomie der Kirchen die Art und Weise wie früher die Orientalischen Kirchen mit Rom verbunden waren und die mit im Programme sich findet, welches der heilige Vater gegenüber den schismatischen Christenheiten des Orients aufgestellt hat. Man erwartet ein neues Schreiben des Papstes an die Engländer. Dasselbe ist schon seit langer Zeit vorbereitet; aber es wird jetzt, nach dem Briefe Gladstone', umgearbeitet und wird, im Grunde genommen, eine Antwort darauf sein. Man zweifelt nicht daran, daß dieses neue Apostolische Schreiben einen Schritt voran auf dem Wege zur Einigung bilden werde.“

Der eben erwähnte Brief Gladstone', der sich ja sein Leben lang viel mit religiösen Fragen beschäftigt hat, ward folgendermaßen veranlaßt: Der Anglikanische Primas, Erzbischof von Canterbury, hatte unter dem Eindrucke des päpstlichen Schreibens ebenfalls Gebete für die Einigung vorgeschrieben und sich somit für die Notwendigkeit der kirchlichen Einigung ausgesprochen. Als er aber die Bewegung sah, welche dem Apostolischen Schreiben Leo XIII. folgte, und Anzeichen bemerkte, wie umfangreiche Kreise thatsächlich zum Mittelpunkte der Christenheit hindrängten, besann sich der Primas eines anderen. Er stellte sich auf einen schrofferen Standpunkt. Er fing an, vor Rom zu warnen. Der protestantische Grundsatz der Unbeständigkeit der Glaubenswahrheiten ward betont. Die letzteren müßten sich gemäß dem Fortschritte der Zeit entwickeln. Man dürfe nicht „zu einer vergangenen auswärtigen Einheit zurückkehren“. Die Anglikanische Kirche sei die einzige Glaubensgemeinschaft, die fähig sei, den Mittelpunkt der gesamten Christenheit zu bilden. Sie habe das Apostolische Glaubensbekenntnis, fuße in

ihrer Verfassung, in Lehre und Ritus auf der Schrift, sie vertrete die lebendige Katholizität, stelle sich nicht vernunftgemäßer Freiheit gegenüber, sei eins mit Bildung und Fortschritt, habe eine große Ausbreitung und enthalte sich ganz und gar auswärtiger politischer Thätigkeit.

Da veranlaßten die der Einigung mit Rom geneigten Männer in England den greisen Gladstone, das Wort zu nehmen. Er that es in anderer Weise wie der Primas von Canterbury. „Meine Gedanken," so heißt es in dem Briefe, „scheinen keinen ausreichend großen Wert zu haben, um mir zu gestatten, daß ich sie der Erwägung in hoher Würde stehender Personen empfehle, noch weniger desjenigen, auf welchem die Verantwortung und all die Sorge der höchsten Stellung ruhen, die es in der Kirche giebt. Ich will auch nicht dem Ergebnisse der Schritte vorgreifen, welche jetzt in Rom geschehen. Welcher Art die Ergebnisse auch sein mögen, ich kann nicht den geringsten Zweifel über die Art der vom Oberhaupte der katholischen Kirche hinsichtlich jener Schritte angenommenen Haltung hegen. Meines Erachtens ist es eine väterliche Haltung im weitesten Sinne des Wortes, und wenn sie auch erst unter die letzten Erinnerungen meines Lebens sich einreiht, werde ich das kostbare Andenken daran mit dem zarten Gefühl der Verehrung, Dankbarkeit und Hochachtung bewahren. Seit jener Versammlung unter Warham im Jahre 1531, welche die königliche Autorität an die Stelle der päpstlichen in Glaubensangelegenheiten setzte, wie viele Ereignisse sind da eingetreten, welche die Konflikte verschärfen mußten; wie wenige, die sie mildern konnten! Welchen Mut muß ein Papst haben, wie sehr muß er über die gewaltsamen Stürme des Parteigeistes sich erheben, welche Aufrichtigkeit der Liebe für alle Schäflein Christi, die geeinten wie die getrennten, welche Kühnheit, mit Friedenswünschen dieser ungeheuren Masse von gehässigen und noch brennenden Erinnerungen sich zu nähern! Und das hat Leo XIII. gethan. Zunächst indem er den Gedanken dieser Untersuchung (der Gültigkeit der Weihen) faßte; dann indem er durch die weise und unparteiische Bildung des mit der Untersuchung beauftragten Tribunals Sorge traf, daß kein Mittel mißachtet, keine Bürgschaft außer Betracht gelassen werde, um leichter zur Wahrheit zu gelangen." Gladstone rechnet aber auch mit der Möglichkeit, daß die betreffenden Weihen verworfen werden: „Wie die Anerkennung der Anglikanischen Weihen noch nicht die Gemeinschaft herbeiführen würde, so wäre die Verwerfung derselben noch keine unbedingte Exkommunikation." (Vgl. Köln. Volksz. nr. 395.)

Wie auch immer die Sache sich weiter entwickeln wird, Lord Halifax hat den wärmsten Dank eines jeden aufrichtigten Christen sich verdient, daß er der Sehnsucht weiter Kreise in England nach Einigung mit Rom einen so beredten, tief durchdachten, herzergreifenden Ausdruck gegeben hat. Seine Worte werden noch lange wiederhallen. Der schließliche Erfolg wird nicht ausbleiben. Er wird nicht in der Weise sich gestalten, wie Lord Halifax sich es denkt. „Die Wege Gottes sind nicht unsere Wege. Die Gedanken der Sterblichen sind furchtsam und unsicher unser Voraussehen." Zweifellos stehen uns Überraschungen bevor, die niemand geahnt. Es handelt sich eben um ein Werk Gottes.

Aber dies ist ganz abzuweisen, daß so zahlreiche, innige, beharrliche Gebete nicht den Himmel der Barmherzigkeit öffnen werden. Der so lange ersehnte Abschluß wird und muß kommen. Der Papst kann nie, auch nur im geringsten, die Wahrheit preisgeben, welche Christus in den Schoß seiner Kirche niedergelegt hat. In diesem Sinne gilt das schöne Wort, welches Lord Halifax zu dem seinigen macht: Non ille cedet nobis, sed nos una cum illo cedamus Deo: Er wird uns nicht nachgeben; aber wir werden zusammen mit ihm Gott nachgeben. Man fleht um die Einigung d. h. um Vermehrung von Kraft und Trost im Kampfe gegen den Unglauben. Der Vater im Himmel wird seinen Kindern keinen Stein geben anstatt Brot, keinen Skorpion anstatt eines Fisches. Dies würde aber statthaben, wenn Gott, was ja unmöglich ist, zuließe, daß Rom, aus falsch verstandener Liebe zur Einigung, etwas von der Wahrheit sich abhandeln ließe. Größere Spaltungen wären die Folgen. Lord Halifax wird mit den Seinigen durch die Gnade Gottes es auch verstehen lernen, daß Rom die Mutterkirche ist d. h. daß sie die glühendste Mutterliebe zu ihren Kindern nährt. Wenn Rom seinen Kindern die Erfüllung eines Wunsches verweigern muß, dann geschieht es aus keinem anderen Grunde, als weil die Befriedigung diesen selben Kindern zum Nachteil gereichen würde. Der Geist Gottes lebt in der Kirche, der Geist der reinsten Liebe, jener Liebe, die Christum zu den flehenden Worten veranlaßt hat: „Nicht für sie allein bitte ich, sondern auch für alle, die da glauben werden an mich durch ihr Wort; daß sie alle Eins seien sowie Du, Vater, in Mir und Ich in Dir, daß sie alle Eins seien in Uns; damit die Welt glaube, daß Du Mich gesandt hast. Und Ich habe die Herrlichkeit, die Du Mir gegeben, ihnen gegeben, damit sie Eins seien, wie auch Wir Eins sind. Ich in ihnen und Du in Mir, daß sie vollendet seien in der Einheit und die Welt erkenne, daß Du Mich gesandt hast; und Du hast sie geliebt wie Du auch Mich geliebt hast.“ (Joh. 17.)

Floisdorf-Commern, an der Vigil des Geburtsfestes des heiligen Johannes des Täufers.

Thomas von Aquin:

Die theologische Summa.

Ihre dogmatische und allgemein wissenschaftliche Bedeutung. Einleitung zu dem Werke: „Die katholische Wahrheit; oder: „Die theologische Summa", deutsch wiedergegeben von Dr. C. M. Schneider. Lex.-8. (Früher M. —.90) **M. — 60.**

Die katholische Wahrheit

oder die theologische Summa

deutsch wiedergegeben von Dr. **C. M. Schneider.**

12 Bände compl. (Früher M. 100.—) **M. 60.—.**

Hieraus einzeln:

1. Band. Erster Hauptteil. Über Gott und seine Werke in der Natur. Erste Abhandlung. Der einige Gott und seine Vollkommenheit. Lex.-8. 1886. (Früher M. 5.—) M. 3.35.
2. Band. Erster Hauptteil. Über Gott und seine Werke in der Natur. Zweite Abhandlg. Die hl. Dreieinigkeit. Lex.-8. 1886. (Früher M. 2.80) M. 1.90.
3. Band. Erster Hauptteil. Ueber Gott und seine Werke in der Natur. Dritte Abhandlung. Gott, der Schöpfer. Lex.-8. 696 Seiten. 1887. (Früher M. 8.70) M. 5.80.
4. Band. Supplementarische Abhandlung. Die Quellen der kathol. Wahrheit. Lex.-8. 214 Seiten. 1887. (Früher M. 2.80) M. 1.90.
5. Band. Zweiter Hauptteil. Die Sittenlehre. Erste Abteilung. Die allgemeinen Principien der Sittenlehre. Erste Abhandlung. Der sittliche Charakter der menschlichen Handlungen und die menschlichen Leidenschaften. Lex.-8. 501 Seiten. 1887. (Früher M. 6.40) M. 4.30.
6. Band. Zweiter Hauptteil. Die Sittenlehre. Erste Abteilung. Die allgemeinen Principien der Sittenlehre. Zweite Abhandlung. Tugend u. Laster, Gesetz u. Gnade. Lex.-8. 598 S. 1888. (Früher M. 7.—) M. 4.70.
7. Band. Zweiter Hauptteil. Die Sittenlehre. Zweite Abteilung. Erste und zweite Abhandlung. Die theologischen Tugenden. — Die Kardinaltugenden u. die Standesvorschriften. Lex.-8. 1180 S. 1888. (Früher M. 15.—) M. 10.—
8. Band. Supplementarische Abhandlung zum zweiten Teile der Summa. Die unbefleckte Empfängnis der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter Maria. Lex.-8. 1888. (Früher M. 12.50) M. 8.35.
9. Band. Dritter Hauptteil. Der Weg zur Herrlichkeit. Erste Abhandlung. Der Erlöser. Lex.-8. 523 S. (Früher M. 6.60) M. 4.40.
10. Band. Dritter Hauptteil. Der Weg zur Herrlichkeit. Zweite Abhandlung. Die Sakramente und die letzten Dinge. Lex.-8 947 Seiten. (Früher M. 12.—) M. 8.—.
11. Band. Supplementarische Abhandlung zum dritten Teile der Summa. Die Natur und die Gnade oder die heil. Kirche Gottes. gr. 8. 1146 Seiten. 1890. (Früher M. 14.40) M. 9.60
12. Band. Supplementband. Schluß und Register. gr. 8. LXXIX und 352 Seiten. 1892. (Früher M. 6.80) M. 4.55.

Vögl